ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung

November 2017 – Nr. 170 | UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNGEFIEDERT | www.ruprecht.de @ruprechtHD



Freund oder Feind?
Papageien erobern Heidelberg
auf **Seite 9**

Totgesagte leben länger

Von Simon Koenigsdorff

Trends sind kurzlebige Zeitgenossen. Sie tauchen auf, entfachen einen raschen und intensiven Hype und geraten dann ebenso schnell wieder in Vergessenheit. So geschehen beispielsweise mit dem weltweiten Phänomen „Pokémon Go“. Oder auch mit Jugendwörtern des Jahres, wobei sie statt Begeisterung eher immer wieder Spott angesichts ihrer Realitätsferne ernten.

So dachte ich zumindest – bis sich mir unlängst die Wiederkehr dieser beiden Erscheinungen offenbarte. Es geschah abends am Eingang des Heidelberger Bergfriedhofs. Zwei ältere Herrschaften jenseits der Siebzig schlichen im Dunkeln um das verschlossene Eingangstor des Friedhofs herum, versuchten vergeblich ins Innere zu gelangen, und wollten dann an der nächsten Ampel die Straßenseite wechseln. Sie verpassten jedoch prompt die erste Grünphase, da sie in einer geradezu sinnbildlichen Verkörperung des Jugendworts des Jahres 2015, „Smombie“, zu sehr mit den Smartphones beschäftigt waren, die sie sich beide dicht vors Gesicht hielten und dabei eifrig auf den Displays herumtippten. „Smombie“, eine hanebüchene Verknotung von „Smartphone“ und „Zombie“, sollte angeblich eine Bezeichnung für von ihren portablen Begleitern entseelte Jugendliche darstellen. Doch hier waren ausgerechnet Senioren die Opfer ihres übermäßigen Medienkonsums. Aber es kam noch besser: Nachdem die beiden schließlich erfolgreich die Straße überquert hatten, stellte sich heraus, dass sie – man glaubt es kaum – bei ihrem Abendspaziergang nicht mit ihren Enkeln chatteten, sondern eifrig in „Pokémon Go“ auf virtuelle Taschenmonster in der Umgebung Jagd machten. Die Suche nach Beute ließ sie ziellos in der Gegend herumstreunen, immer bereit, mit hektischen Wischbewegungen Pokébälle zu schleudern.

Was sie dabei auf dem Bergfriedhof wollten, wird man wohl nie erfahren – vielleicht sollte ja zu später Stunde am Grab Max Webers ein besonders charismatisches, pardon, legendäres Exemplar erscheinen. Doch eines hat sich dabei gezeigt: Auch vermeintlich beerdigte Trends kehren manchmal auf den unwahrscheinlichsten Wegen wieder in die Welt zurück.



Wir müssen leider draußen tanzen

Mit der Nachtschicht schließt ein weiterer Club. Stirbt das Partyleben in Heidelberg aus?
auf Seite 10

Foto: php

Leben auf der Luftmatratze

Auch dieses Jahr erschwert der Heidelberger Wohnungsmarkt Erstsemestern den Studienstart. Viele von ihnen haben noch immer keine feste Bleibe

Vor einem Monat hat das Wintersemester begonnen und noch immer stehen rund 2300 Bewerber auf der Warteliste für einen Wohnheimplatz beim Studierendenwerk. Nach offiziellen Angaben haben sich über 6100 neue Studierende an der Universität Heidelberg eingeschrieben, die sich nun auf einem äußerst prekären Wohnungsmarkt wiederfinden.

Diejenigen, die weiterhin auf Zimmersuche sind, leben solange in kurzzeitig befristeten Mietverhältnissen, pendeln, wenn möglich, oder schlafen übergangsweise bei Bekannten. Für die Übrigen richtet das Studierendenwerk jedes Jahr Notunterkünfte ein, in denen die Wohnungslosen ihre Nächte auf Feldbetten überbrücken können. Seit Mitte September haben immerhin 53 Erstsemester dieses Angebot in Anspruch nehmen müssen. Ein Drittel von ihnen ist noch immer dort.

„So hatte ich mir das nicht vorgestellt.“ Die 20-jährige Anna schüttelt den Kopf: „Ich dachte, ich komme nach Heidelberg und dann geht das Studentenleben in vollen Zügen los.“ Stattdessen musste sie ihr Studium auf einer Luftmatratze antreten, im Wohnzimmer der WG einer Bekannten. Während ihre Kommilitonen unbeschwert Einführungsveranstaltungen besuchten, den Campus erkundeten und sich zum Kennenlernen trafen, pilgerte Anna von einer Wohnungsbesichtigung zur nächsten.

„Der Wohnungsmarkt ist wie in den Vorjahren gleichbleibend angespannt“, bestätigt Katrin Bansemer vom Studierendenwerk. Denn nicht nur die Kapazität stellt ein Problem dar, sondern auch die Preise. Mit Neuvertragsmieten von 11,50 Euro pro Quadratmeter gehört Heidelberg zu den Top Ten der teuersten Unistädte Deutschlands und bewegt sich damit in ähnlichen Bereichen wie Berlin und Hamburg, während München und Frankfurt noch deutlich kostspieliger sind.

Bansemer zeigt sich trotzdem zuversichtlich: Das Studierendenwerk habe in den letzten Jahren bereits viele zusätzliche Bettplätze geschaffen und plane auch weiterhin, den Wohnraum auszubauen. Zudem sei die „Studis suchen Zimmer“-Kampagne ein voller Erfolg: „Durch sie rückt der Bedarf an studentischem Wohnraum ins öffentliche Bewusstsein.“ Im letzten Jahr konnten 1600 Zimmer über die kostenlose Privatzimmervermittlung angeboten werden.

Problematisch bleibt, dass durch die ungebremste Nachfrage selbst die obskursten Zimmer teuer inseriert werden. Darüber schimpft auch Anna: „Ein Vermieter sagte mir, wenn ich das Zimmer nicht nähme, fände er eben jemand anderen.“ Anna zog dennoch nicht für 390 Euro in den Raum mit Blick auf eine Wand. Sie hofft, bei den nächsten Besichtigungen endlich Glück zu haben. **(acm)**

Neue Bauernregeln

Wissenschaftsministerin Theresia Bauer krempelt die Rechtsgrundlage der Unis in BaWü um

Das baden-württembergische Landeshochschulgesetz (LHG) wird neu aufgelegt. Das Wissenschaftsministerium verändert dabei die Regelungen zur Wahl der Rektoren, aber auch viele weitere Passagen. Im Zuge der Bearbeitung des Gesetzes wird der Passus „Im Rahmen der Erfüllung ihrer Aufgaben nimmt die Studierendenschaft ein politisches Mandat wahr“ gestrichen. Die Streichung sorge für eine rechtliche Klarstellung, erklärte Wissenschaftsministerin Theresia Bauer. Die studentischen Interessenvertretungen fühlen sich dadurch politisch mundtot gemacht und üben Kritik.

Doch nicht nur die politische Stellung der Verfassten Studierendenschaft ändert sich mit der Neuauflage des Gesetzes. Denn außerdem soll eine neue Statusgruppe für die Promovierenden geschaffen werden. Die Einführung der neuen Statusgruppe könnte jedoch sowohl für Studierende als auch Promovierende erhebliche Nachteile haben. Um Platz für die neue Statusgruppe zu schaffen, könnten die Sitze der Studierenden im Senat reduziert werden.

Auch für Promovierende könnte der neue Status Nachteile bringen. Bisher konnten sich Promovierende, die nicht an der Uni angestellt waren, als Promotionsstudierende einschreiben. Als solche genossen sie alle Vorteile für Studierende, wie das Semesterticket. Diese würden ihnen nun nicht länger zustehen. Gegen die alte Fassung des LHG hatte ein Professor aus Karlsruhe Verfassungsbeschwerde eingelegt. Sein Einwand: Die Stimmen der Professoren hätten bei der Wahl der Rektoren zu wenig Gewicht. Das Verfassungsgericht Baden-Württemberg gab ihm 2016 Recht und damit den Anstoß für die Veränderung des Gesetzes. Bis spätestens März 2018 muss der Landtag die Gesetzesnovelle beschlossen haben. **(leh)**

Mehr dazu auf Seite 5



Schnipp schnapp, Haare ab – Wen ihr in Heidelberg beruhigt an eure Mähne lassen könnt, haben wir getestet
auf **Seite 7**

STUDENTISCHES LEBEN



Dürrenmatts Einstellung zur Atombombe und die heutige Physik beleuchtet Publizist Lars Jaeger
auf **Seite 11**

WISSENSCHAFT



Taiwanesische Studenten protestieren für Unabhängigkeit und sprengen einen Gesangswettbewerb
auf **Seite 15**

WELTWEIT

Kommst du hier rein?

In Deutschland studieren so viele Menschen wie noch nie. Mit dem Numerus Clausus (NC) entscheidet oft die Abiturnote über die Zulassung zum Studium. Ist es an der Zeit, diese Beschränkung abzuschaffen? (nbi)



Veronika
Japanologie, Kunstgeschichte Ostasiens

„Ich finde den NC unnötig. Besser wäre es, wenn, wie in anderen Ländern auch, vorab ein Test gemacht wird, um herauszufinden, ob man überhaupt für den Studiengang geeignet ist. Beim NC und den Abiturnoten werden Erfahrungen und eventuelle persönliche Dramen nicht berücksichtigt.“



Jannik
Englisch, Geschichte

„Ich kann durchaus verstehen, wenn man den Numerus Clausus abschaffen will, aber ich sehe keine plausible Alternative, die das besser regeln würde.“



Alexander
Politikwissenschaft, Rechtswissenschaften

„Der NC, so wie er jetzt ist, sollte nicht abgeschafft, sondern eingeschränkt werden. Noten in den Fächern, die man tatsächlich für den Studiengang braucht, sollten mehr zählen. Gerade bei Medizin sollten auch andere Fähigkeiten wie Empathie mehr in den Fokus rücken.“

PRO

Eva Gruse
ist Vorstandsmitglied des Freien Zusammenschlusses von StudentInnenschaften



Foto: Privat

Zunächst ist fraglich, inwiefern der NC bezüglich der Anforderungen, die das Studium an Studierende stellt, aussagekräftig ist, oder ob nicht viel mehr der soziale Hintergrund der Abiturient*innen abgebildet wird, und der Zugang zu höherer Bildung dadurch sehr stark sozial selektiert wird. Hinter dem Argument der „Passfähigkeit“ der Studierenden versteckt sich eine Sehnsucht zurück zu kleinen Universitäten. Der NC ist mit ein Grund dafür, dass auf die steigenden Studierendenzahlen der letzten Jahrzehnte nicht mit einem Umdenken in der Bildungspolitik weg von Wettbewerbsorientierung hin zu einer nachhaltigen Grundfinanzierung der Hochschulen reagiert wurde. So wird das Scheitern einzelner Studierender dank einer hochgehaltenen Leistungsideologie zum Scheitern Einzelner, statt dass den zunehmend schlechteren Studienbedingungen entgegen gewirkt wird. Schließlich sollten alle ihr Recht auf Bildung und freie Studienwahl wahrnehmen können und ihr Wunschstudium antreten – unabhängig vom NC.

CONTRA

Holger Burckhart
ist Mitglied der Hochschulrektorenkonferenz und Vizepräsident für Lehre und Studium



Foto: Universität Siegen

Der Numerus Clausus sollte als Kriterium bei der Hochschulzulassung nicht gänzlich abgeschafft werden. Studien bestätigen immer wieder den hohen Zusammenhang zwischen Abiturnote und zu erwartendem Studienerfolg: Wer ein gutes Abitur in der Tasche hat, wird sehr wahrscheinlich auch sein Studium erfolgreich abschließen. Und darum geht es ja: dass Studierende und Studiengänge zueinanderpassen. Um dies sicherzustellen, ist der NC ein bewährtes, valides Instrument.

Dabei setzen die Hochschulen bei ihren Auswahlverfahren aber beileibe nicht ausschließlich auf den NC, sondern kombinieren unterschiedliche Kriterien: Sie wenden etwa obligatorische Self-Assessments an oder fachspezifische Studierfähigkeitstests. Andere führen Einzelinterviews und ziehen auch Motivationsschreiben hinzu. Insofern gibt es an den Hochschulen längst einen Kulturwandel hin zu individualisierten Aufnahmeverfahren. Diese sind allerdings auch sehr zeit- und ressourcenintensiv.

These 1: Der NC ist nicht vergleichbar, weil das Abitur in den Bundesländern so unterschiedlich ist.

Der NC ist aus verschiedenen Gründen nicht vergleichbar. Einerseits wegen der verschiedenen Bildungssysteme in den Ländern, die Bildung und Schule nicht nur verschieden strukturieren, sondern auch unterschiedliche Anforderungen an Unterricht, Lehrkräfte und Schüler*innen haben. Andererseits beginnt die Problematik schon bei der Notengebung an sich, die nur scheinbar Vergleichbarkeit herstellt. Die Bewertung identischer Prüfungsleistungen verschiedener Schüler*innen ist abhängig von deren sozialem Hintergrund und ganz massiv auch von der bewertenden Lehrkraft. Noten sind ganz grundlegend durch Einflüsse wie (un-)bewusste Präferenzen der Lehrkräfte und institutionalisierte diskriminierende Strukturen geprägt und somit auch nicht vergleichbar. Dementsprechend kann die Abiturnote selbst ohne föderale Bildungspolitik nie vergleichbar sein.

Richtig ist, dass sich die Durchschnittsabiturnoten zwischen den Bundesländern traditionell unterscheiden. Das zentrale Verfahren der Studienplatzvergabe sieht im Rahmen der Abiturbestenquote eine Landesquote vor, welche diese Unterschiede im System berücksichtigt.

Die Kombination verschiedener Auswahlkriterien im Rahmen der Studienplatzvergabe der Hochschulen wirkt Unterschieden ebenfalls entgegen. Zudem führt der gemeinsame Aufgabenpool für die Kernfächer Deutsch, Englisch, Französisch und Mathematik, aus dem die Länder sich seit diesem Jahr bedienen, ja vielleicht zu mehr Gerechtigkeit. Das bleibt abzuwarten.

These 2: Eine uneingeschränkte Zulassung würde die Kapazitäten der Hochschulen sprengen.

Das Problem sind nicht die Kapazitäten der Hochschulen, sondern der Umgang damit. Der NC war bei seiner Einführung in den Siebzigerjahren als vorübergehende Lösung gedacht, bis die Kapazitäten der Hochschulen soweit ausgebaut wären, dass sie den steigenden Studierendenzahlen gewachsen wären. Tatsächlich hat der NC dazu geführt, dass das Problem von den Hochschulen und Ländern zu den Studierenden verlagert wurde. Gleichzeitig verstärkt die zunehmend wettbewerblich organisierte Verteilung nicht nur von Geldern, sondern auch von Zulassungen die prekäre Situation an den Hochschulen. Statt sich also einem System zur staatlichen, nachhaltigen Grundfinanzierung der Hochschulen zu widmen, um diesen zu ermöglichen, den steigenden Studierendenzahlen gerecht zu werden, verschiebt der NC lediglich das Problem von der Kapazität hin zu uneingeschränkter Zulassung.

Das stimmt vor allem für die besonders nachgefragten Hochschulstandorte und Fächer. Eine uneingeschränkte Zulassung würde diese weiterhin belasten.

Und wir würden dieses Problem der ungleichen Verteilung – besonders attraktive Studienstandorte auf der einen, Hochschulen, die um Studieninteressierte ringen auf der anderen Seite – nicht lösen.

These 3: Der NC sortiert nicht nach Leistung, sondern nach sozialem Hintergrund.

Der NC sortiert sehr stark nach der sozialen Herkunft der Studienbewerber*innen. Das ist unter anderem darin begründet, dass einerseits Zugang zu Bildungsangeboten stark abhängig vom Bildungsgrad der Eltern ist, aber gleichzeitig auch die Vergabe von Noten keineswegs als objektiv oder neutral verstanden werden kann. Die Erwartungen, die Lehrende aufgrund verschiedener Vorurteile an Schüler*innen haben, spiegeln sich in den Bewertungen wider. Das gilt einerseits auf einer geschlechtlichen Ebene, die gelegentlich thematisiert wird, andererseits aber auch insbesondere für rassistische Annahmen, die in der Gesellschaft angelegt sind und durch verschiedene Strukturen normalisiert werden. Hier wirkt auch der NC massiv gegen einen Abbau institutionalisierter Diskriminierungen – stärkt diese sogar, indem er Vorurteile vermeintlich bestätigt.

So einfach ist es nicht. Faktisch werden im Numerus Clausus die in der Schule erbrachten Leistungen abgebildet. Allerdings ist seit längerem bekannt, dass der Bildungserfolg oftmals stark von sozialen Faktoren abhängt.

Das entwertet zwar nicht die Aussagekraft des NC für den Studienerfolg, muss aber Ansporn sein, die Bedingungen für Bildungserfolg sozial gerechter zu gestalten.

Man wird die Auswirkungen individueller sozialer Umstände auf Bildungsbiographien nie völlig ausblenden können. Jedoch ist es notwendig, dafür Sorge zu tragen, dass die Entfaltung von Begabungen und Talenten weniger von sozialen Vorbedingungen abhängt.

Beats, Bier und Belästigung

Sexuelle Belästigung beim Feiern gehen ist für Frauen die Regel. Stadt, Clubs und Kneipen versuchen mit Konzepten Abhilfe zu schaffen. Aber ist das Problem damit gelöst?

Das gehört zum Feiern einfach dazu“, sagt eine junge Frau und nimmt einen Schluck von ihrem Bier in der Ecke einer Heidelberger Kneipe. Was sie meint ‚ist nicht etwa der Alkohol, die Geselligkeit oder auch der miefige Geruch der Kleidung am Morgen danach, sondern sexuelle Belästigung. Nicht erst seit dem Hashtag #metoo wissen junge Studentinnen, dass manche Menschen ihnen beim Feiern gern mal an den Hintern fassen oder unflätige Sprüche machen. Damit sie in solchen Situationen nicht allein dastehen, haben die Kneipen, Clubs und die Stadt verschiedene Konzepte und Hilfsangebote ausgearbeitet.

„Nachdem uns Mitte letzten Jahres vermehrt entsprechende Beschwerden von Gästen erreicht haben, hat sich das Konzept der ‚Party Angels‘ etabliert“, teilt Malte Wintermantel vom Team der Villa Nachttanz mit. In dem Club gibt es seit Herbst letzten Jahres sozusagen Schutzengel, die über die Partygäste wachen. Ohne Flügel, dafür aber mit neongelben T-Shirts helfen die Freiwilligen dabei, dass den Feierwütigen der Spaß nicht verdorben wird. „Die Idee hinter dem Konzept ist, auf den Veranstaltungen präsent zu sein und in kritischen Situationen frühzeitig zu deeskalieren“, erklärt Reinhard Bracke das Konzept der Engel. Der Sozialarbeiter, der sich ehrenamtlich in der Flüchtlingshilfe engagiert, hat das Projekt gemeinsam mit Studierenden und Geflüchteten ins Leben gerufen. „Vielen der Geflüchteten war es ein Anliegen, dabei mitzumachen, weil sie nicht wollten, dass das schlechte Verhalten einiger weniger auf sie alle zurückfällt“, erzählt Bracke.

Theoretische Grundlage der Angels ist ein sogenanntes Awareness-Konzept. Awareness bedeutet dabei zunächst einmal Aufmerksamkeit. In einem Leitfaden für Awareness-Teams des AStA Hannover heißt es, Awareness stelle auf Partys das Bemühen dar, den Feiernden einen Raum zu bieten, in dem aktiv gegen diskriminierendes Verhalten vorgegangen wird und Personen Unterstützung finden, wenn das vonnöten ist. Praktisch umgesetzt bedeutet das, dass Freiwillige auf den Veranstaltungen sichtbar sind und immer wieder kleine Rundgänge machen. „Bei uns ist es so, dass die Leute immer in Zweierteams unterwegs sind“, so Bracke. Die Teams bestehen dabei immer aus einer Frau und einem Mann oder einem Geflüchteten und einem Einheimischen. Die Schutzengel arbeiten alle ehrenamtlich und bekommen in der Villa dafür Freigetränke. Insgesamt sind an einem Abend etwa zehn der Ehrenamtlichen im Einsatz, die in Zweierteams je zwei Stunden ein Auge auf die Gäste haben.

Eine Schulung oder Ausbildung bekommen die Freiwilligen nicht, lediglich den Leitfaden des AStA Hannover. „Wenn sich jemand meldet, gehe ich davon aus, dass da die richtige Gesinnung dahinter steckt“, sagt Bracke.

Auf den Feiern beobachten die Angels zunächst einmal die Situation. Fallen stark alkoholisierte oder andere Personen auf, werden diese zunächst angesprochen. „Sie gehen dann erstmal hin und fragen zum Beispiel, wie es der Person geht“, sagt Bracke. Die Idee sei, bereits auf die Leute zuzugehen, bevor die Situation wirklich kritisch werde, und in Kontakt zu kommen. Denn die Party Angels sind keine Security-Mitarbeiter oder Türsteher. „Dafür haben die meisten Veranstalter sowieso Personal“, meint Bracke. Es gehe nicht darum zu intervenieren, sondern zu deeskalieren.

„Interessant für uns war, dass wir kaum einschreiten mussten“, erzählt Bracke. Auch Malte Wintermantel bemerkt die positive Wirkung der Party Angels. „Dadurch, dass wir die Party Angels im Herbst eingesetzt haben, hat sich die Lage inzwischen wieder deutlich entspannt und wir laden sie nur noch zu einzelnen Veranstaltungen ein.“

> „Wir mussten kaum einschreiten“

Wenn die Angels bei Veranstaltungen einen Einsatz haben, stellen sie neben dem Eingreifen auch einen Schutzraum zur Verfügung. So soll ein Rückzugsraum für die betroffenen Personen geschaffen werden. „Dort können sie sich sammeln und danach wieder gut weiterfeiern“, sagt Bracke.

Neben dem aktiven Einschreiten stehen die Freiwilligen auch als Ansprechpartner für Betroffene bereit. Dabei gilt, wie es in dem Awareness-Leitfaden heißt: „Die Definition, ob eine sexualisierte Grenzverletzung vorgefallen ist, liegt einzig und allein bei der betroffenen Person“. Wichtig sei es, die Person ernst zu nehmen und Partei für sie zu ergreifen.

Das sieht auch Dirk, der Besitzer des Eckstein in der Altstadt, so: „Männer, die bei uns Frauen belästigen, fliegen raus.“ Es gebe da keine Toleranz. Der 47-Jährige war viele Jahre bei der Polizei und kann auch deshalb in gefährlichen Situationen kompetent eingreifen. „Vor acht Wochen gab es einen Fall, bei dem eine junge Frau belästigt wurde“, erzählt er. „Wir haben dann, wie bei uns üblich, nachgefragt was passiert ist, sind aber auf der Seite der Frauen.“ Dass tatsächlich etwas passiert, sei im Eckstein aber selten.

Laut Zahlen der Polizei sind im vergangenen Jahr 22 Fälle von Straftaten im Bereich sexueller Gewalt in der Altstadt zur Anzeige gebracht worden. Der Sprecher des Polizeipräsidiums Mannheim, Thomas Habermehl, teilt jedoch mit, dass ein leichter Anstieg im Bereich Heidelberg-Altstadt erkennbar sei. Dennoch scheinen die Zahlen relativ niedrig zu sein. Das könnte auch damit zusammenhängen, dass viele junge Frauen die Belästigungen gewohnt sind und deshalb nicht zur Anzeige bringen.

So erzählt auch Sina, Mitarbeiterin im Mohr in der Unteren, dass Gäste ihr „natürlich auch mal an den Hintern fassen“. Ein Problem sieht die 26-Jährige aber nicht. Man kenne die Leute und wisse, wie man sich verhalten könne. „Wenn es wirklich mal Probleme gibt oder ein Gast zu uns kommt und uns um Hilfe bittet, haben wir einen Türsteher“, erklärt sie. Von Codewörtern, wie sie in manchen Bars verwendet werden, hält sie wenig. In solchen Bars hängen auf den Damentoiletten Schilder mit dem Hinweis, dass man einen bestimmten Drink bestellen soll, wenn man sich belästigt fühlt. „Die Männer sind ja auch nicht blöd und haben von den Codewörtern gehört“, meint Sina. Zu Belästigungen komme es im Mohr sowieso kaum. „Und wenn was ist, können die Leute immer zu uns kommen“, betont Sina.



Viele Frauen sind beim Feiern grenzüberschreitenden Annährungsversuchen ausgesetzt

Foto: mak

Auf dem Weg vom Feiern nach Hause sieht das schon anders aus. Denn wenn man auf einer dunklen Straße nach Hause läuft und belästigt wird, ist Hilfe oft weit weg. Aus diesem Grund fördert die Stadt Heidelberg das Frauennachttaxi. „Wer sich auf Wegen, Straßen und Plätzen nicht sicher fühlt, kann nicht im gewünschten Maße am öffentlichen Leben teilnehmen“, erklärt Christiane Calis vom Amt für Öffentlichkeitsarbeit Heidelberg die Einführung des Nachttaxis.

Dabei erhalten Frauen ab 14 Jahren mit Wohnsitz in Heidelberg bei Bürgerämtern für sieben Euro Fahrscheine für Taxis. Diese können dann zwischen 22 und sechs Uhr bei bestimmten Taxis eingelöst werden. Aufgrund von Angeboten wie diesem wurde Heidelberg 2016 vom Focus als für Frauen sicherste Stadt Deutschlands ausgezeichnet. Das Magazin untersuchte 77 Städte auf ihre Frauenfreundlichkeit. Welche Kriterien bei der Platzierung der Städte angelegt wurden, geht aus dem Bericht der Zeitschrift allerdings nicht hervor.

> „Mir wird schon mal an den Hintern gefasst“

An Orten, an denen es häufiger zu sexueller Belästigung kommt, setzt die Polizei Heidelberg außerdem vermehrt Streifen ein. „Der Bereich Neckarwiese wird von Polizisten im Rahmen eines Schwerpunktprogramms in den Monaten von März bis September verstärkt überwacht“, so Polizeisprecher Habermehl. „Auch jetzt, in der dunklen Jahreszeit, ist die Neckarwiese nach wie vor ein Schwerpunkt der Streifentätigkeit.“ Auch am Bismarckplatz würden die Beamten so oft wie möglich Präsenz zeigen, der Ort sei nach Meinung der Polizei allerdings kein Schwerpunkt sexueller Belästigung. Doch auch ohne Schwerpunktklassifizierung der Polizei erleben junge Frauen dort unangenehme Begegnungen, wenn sie nachts auf die letzte Straßenbahn oder den Nachtbus warten.



Sicher nach Hause: Die Stadt bietet für Frauen das Frauennachttaxi an

Foto: mak

Um jungen Frauen für solche Fälle einen Leitfaden an die Hand zu geben, hat die Polizei darüber hinaus Hinweise herausgegeben, wie sich Betroffene in Fällen von sexuellen Übergriffen verhalten können. Die Tipps sind jedoch bis auf wenige Ausnahmen sehr intuitiv. So heißt es beispielsweise, man solle gefährliche Situationen von vornherein vermeiden oder sich im Zweifelsfall wehren. Abwehrwaffen wie Pfefferspray empfiehlt Habermehl jedoch nicht: Oft sei nicht bekannt, wie man dieses richtig einsetzt. „Im Ernstfall kann diese Unsicherheit zu noch gefährlicheren Situationen führen, nämlich dann, wenn das Spray von einem Angreifer gegen die Betroffene selbst eingesetzt wird.“

Junge Frauen, die sich belästigt oder bedroht fühlen, sollten stattdessen den Notruf wählen und so Hilfe holen. Betroffene können sich in Heidelberg zusätzlich an den Frauennotruf und den Weissen Ring wenden. Dort erhalten Frauen und Mädchen, die Gewalt und Belästigung erfahren haben, Unterstützung bei der Verarbeitung des Geschehenen und werden über ihre Handlungsoptionen informiert. Der Frauennotruf betreibt darüber hinaus Aufklärung zum Thema K.o.-Tropfen. Mit Hilfe von Postkarten und Plakaten in Bussen, Bahnen und an vielen öffentlichen Orten wird Aufklärung betrieben. So sollen junge Frauen für das Thema sensibilisiert und gefährliche Situationen vermieden werden.

In Heidelberg gibt es also zahlreiche Konzepte, die verhindern sollen, dass Frauen sexuell belästigt werden oder Betroffenen Hilfe bieten. Trotzdem gehören Grapschen und dumme Sprüche für sie leider noch immer zum Feiern dazu. Bis sich das ändert, hilft nur eins: Das übergriffige Verhalten nicht dulden, Türsteher, Polizei und andere Partygäste darauf aufmerksam machen und Beratungsangebote nutzen. Und hoffentlich können dann in ein paar Jahren Frauen in Heidelberger Bars sitzen und sagen: „Das gehört für mich zum Feiern dazu.“ Und meinen nur den miefigen Geruch der Kleidung am nächsten Morgen.

Hilfe für Betroffene

Notruf der Polizei

Telefonisch erreichbar unter
110 oder 112

Frauennotruf Heidelberg

info@frauennotruf-heidelberg.de
06221/183643

Frauennachttaxi

heidelberg.de/frauennachttaxi

Weisser Ring Heidelberg

heidelberg-baden-wuerttemberg.weisser-ring.de
0151/55164767

Esther Lehnardt, 25



wurde bei der Recherche für diesen Artikel in den Bars und Kneipen der Heidelberger Altstadt insgesamt dreimal sexuell belästigt.

Ungebetene Gäste

Das Studierendenwerk soll immer wieder unberechtigt Apartments in Studierendenwohnheimen betreten haben. Dagegen hat eine Studentin nun erfolgreich geklagt

Erneut steht das Studierendenwerk Heidelberg in der Kritik: Nachdem seine Vertreter mehrfach Wohnungen eigenmächtig betreten hatten, verpasste eine Mieterin diesem Vorgehen einen Dämpfer. Sie beantragte vor dem Amtsgericht Heidelberg, dass ihre Wohnung nicht ohne Einwilligung oder Vorliegen eines Notfalls betreten werden darf. Dem Antrag wäre laut Aussage der Mieterin nur wenige Tage später stattgegeben worden.

Ein Gericht kann in solchen Fällen ein Ordnungsgeld von bis zu 250 000 Euro verhängen, wie ein Rechtsanwalt erklärte.

Als Siedlungssprecherin hatte sich die Antragstellerin, die Hanna genannt werden möchte, jahrelang mit dem problematischen Verhalten des Studierendenwerks auseinandergesetzt.

> Dem StuWe drohen bis zu 250 000 Euro Ordnungsgeld

Hanna erzählt von einer Situation, in der eine Bewohnerin gerade unter der Dusche war, als plötzlich ein Hausmeister neben ihr im Bad stand. „Ähnliche Fälle, in denen ohne Absprache anscheinend Handwerker im Zimmer etwas verrichtet oder neue Küchenschränke installiert hatten, wurden an mich immer wieder herangetragen“, so Hanna.

In Gesprächen mit dem Studierendenwerk wurde den Siedlungssprechern vermittelt, man bemühe sich, den Umgang mit der Privatsphäre der Mieter zu verbessern, etwa durch Schulungen der Hausmeister.

„Es kam aber über einen langen Zeitraum hinweg zur wiederholten Missachtung unserer Mietrechte,“ fügt Hanna hinzu. Auch bei persönlichen Gesprächen sei durch die Geschäftsführerin Ulrike Leiblein immer wieder zugesichert worden, dass es nicht mehr zu einem eigenmächtigen Betreten durch Mitarbeiter des Studierendenwerkes kommen würde. „Allerdings hat sich Frau Leiblein stets geweigert, die Protokolle solcher Sitzungen zu unterschreiben – und das Hausrecht der Bewohner wurde weiterhin missachtet“, erzählt Hanna.

Stattdessen seien als vorläufiger Höhepunkt der Auseinandersetzungen in allen Wohnheimen Daueraushänge mit dem Inhalt angebracht worden, dass das Studierendenwerk das Recht hätte, Küche und Bad jederzeit ohne Ankündigung zu betreten. Die mühevollen Gesprächsversuche sowie die Kritik des Studierendenrates an dem Aushang seien erfolglos geblieben. „Das Studierendenwerk hat anscheinend nie vorgehabt, die gegebenen Zusagen einzuhalten“, sagt Hanna frustriert.

Das brachte das Fass endgültig zum Überlaufen: Hanna forderte mit ihrem Anwalt das Studierendenwerk auf, die andauernde Verletzung ihres Hausrechts zu beenden. Das Studierendenwerk verweigerte dies. Die Unverletzlichkeit der Wohnung betreffe lediglich das private Zimmer, aber nicht den Eingangsbereich, die Küche oder das Badezimmer, so die Argumentation des Studierendenwerks.

Hanna zog daraufhin vor Gericht, das ihr im März dieses Jahres Recht gab. Während hiermit ein Präzedenzfall für die Zweizimmer-Apartements am Klausenpfad im Neuenheimer Feld geschaffen wurde, gab es einen entsprechenden Beschluss für die Einzimmer-Appartements bereits 2016.



Foto: sko

Überraschender Besuch: Hausmeister betraten mehrfach eigenmächtig Apartments

Ein Rechtsanwalt erklärt, was der Erfolg des Antrags bedeutet: „Die einstweilige Verfügung gilt nur für den jeweiligen Antragsteller und nicht für die Mieter anderer Wohnungen des Studentenwohnheims.“ Jeder Bewohner müsse einen eigenen Antrag vor Gericht stellen.

> Weitere Anträge sind erfolgversprechend

Der Anwalt sieht aber grundsätzlich eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür, dass weitere Anträge Erfolg haben werden: „Die Sachverhalte sind gleichgelagert und das Amtsgericht Heidelberg wird für alle Anträge zuständig sein.“

Inzwischen scheint das Studierendenwerk seine in der Auseinandersetzung mit Hanna vertretene Ansicht aufgegeben zu haben. Es stimmt in einer Stellungnahme gegenüber dem *ruprecht* zu, dass das alleinige und vollständige Hausrecht den Mietern und Mieterinnen der Einzimmer- und Zweizimmer-Apartements zustehe. Termine für Reparaturen würden nach einer Meldung über das „Ticketing-System“ mit den Studierenden abgestimmt. Auch andere Überprüfungen, etwa der Feuermelder, würden mit angemessener Vorlaufzeit per Aushang sowie persönlicher E-Mail terminiert und sodann mit den einzelnen Bewohnern abgestimmt.

Diese Vorgehensweise sei, so das Studierendenwerk gegenüber dem *ruprecht*, allen internen ausführenden Stellen kommuniziert worden. Sollte es in der Vergangenheit dennoch zu unberechtigtem Eindringen in private Räumlichkeiten gekommen sein, „bedauern wir dies“. **(rom)**

Endlich wieder Neuland

Internetproblem am Holbeinring größtenteils behoben

Die Internetversorgung in den Studentenwohnheimen am Rohrbacher Holbeinring ist nach mehreren Monaten Unterbrechung wiederhergestellt. Das berichteten Bewohner und Bewohnerinnen der Wohnheime und das Studierendenwerk.



Foto: jkb

Seitdem Ende Juni das Studierendenwerk den Internetanbieter gewechselt hatte, waren die Bewohner und Bewohnerinnen offline, weil neue Hardware installiert werden musste. Übergangslösungen funktionierten nur unzureichend, während sich die Installationsarbeiten in die Länge zogen und die Anschlüsse nicht wie angekündigt zu Semesterbeginn fertiggestellt wurden.

Für öffentlichen Wirbel sorgte zuletzt ein Facebook-Post des Wohnheimsprechers Alejandro Ortega Bartó vom 18. Oktober. Im Namen der Bewohner und Bewohnerinnen beschwerte er sich besonders über den mangelnden Willen zu Transparenz und Kommunikation von Seiten des Studierendenwerkes. Das Studierendenwerk habe sich den Studenten und Studentinnen gegenüber wenig entgegenkommend gezeigt. In einem Interview mit der *Rhein-Neckar-Zeitung* sei sogar ein Heimsprecher fälschlicherweise mit der Aussage zitiert worden, „dass die Übergangslösung nun besseres Internet liefere als unter Hotzone“, dem alten Anbieter. Bartós Fazit: „Es ist mehr als offensichtlich, dass das Studierendenwerk hier bewusst Unwissenheit vortäuscht, um sich weiteren Ärger zu ersparen.“ Der Post, der bis Redaktionsschluss beachtliche 29 Mal geteilt wurde, traf offensichtlich einen Nerv.

Die Probleme bewegten einige Studenten und Studentinnen sogar dazu, juristische Konsequenzen in Erwägung zu ziehen. Wolf Weidner, Vorsitzender der Verfassten Studierendenschaft, schaltete mit weiteren Bewohnern und Bewohnerinnen einen Anwalt ein, um Mietminderungen zu erwirken. Das Studierendenwerk lehnte die Forderung ab. Die Internetversorgung sei nicht Teil des Mietvertrages, womit eine Mietminderung hinfällig würde, so die Argumentation.

Kurz nach der Kontroverse um Wohnheimssprecher Bartó wurde das Problem in den meisten Häusern wieder behoben. Laut Studierendenwerk sind nunmehr alle Anschlüsse wieder funktionsfähig. An der Geschwindigkeit werde allerdings noch gearbeitet.

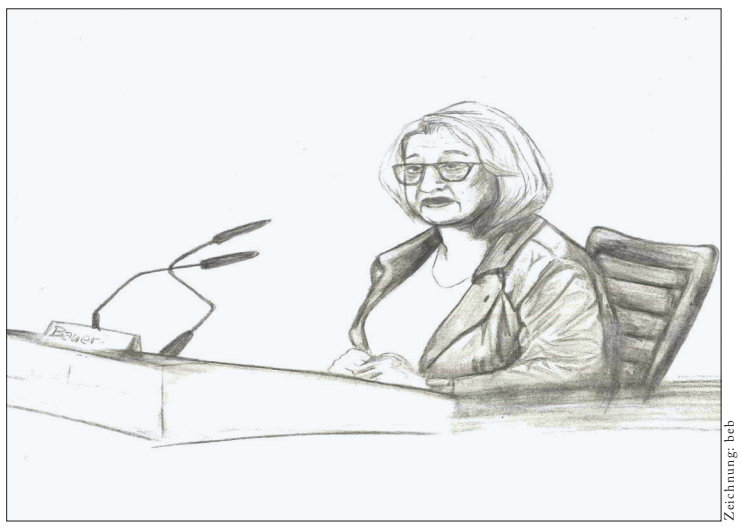
Kelan, selbst Bewohner eines betroffenen Wohnheims, bestätigt die Darstellung des Studierendenwerks gegenüber dem *ruprecht* grundsätzlich: „Im Prinzip hat jede Wohnung jetzt funktionierendes Internet.“ Über Facebook-Gruppen gebe es allerdings immer wieder Beschwerden über Internetausfälle. **(nni/jkb)**

Bauer in der Kritik

Aktenherausgabe verweigert: Die Wissenschaftsministerin steht im Verdacht, die Arbeit eines Untersuchungsausschusses zu blockieren

Die baden-württembergische Wissenschaftsministerin Theresia Bauer steht seit August dieses Jahres wegen der sogenannten Zulagen-Affäre in der Kritik: Vor einem Untersuchungsausschuss soll sie Verfehlungen der Hochschulen bei der Vergabe von Geldern unter den Teppich gekehrt haben, so die Opposition.

Hintergrund der Affäre ist die Zahlung von fragwürdigen Leistungszulagen an Professorinnen und Professoren der Verwaltungshochschule Ludwigsburg. 13 von ihnen wechselten zu einer niedrigeren Besoldungsgruppe. Für 950 Euro ihres monatlichen Grundgehalts weniger konnten sie nun bei Erbringung besonderer Leistung Zulagen bis zu 1500 Euro monatlich erhalten.



Zeichnung: beb

Theresia Bauer musste sich vor dem Untersuchungsausschuss erklären

Das ist zunächst unproblematisch: Die Hochschulen dürfen über die Gelder, die für die leistungsorientierte Besoldung der Hochschullehrerinnen und -lehrer vom Land zur Verfügung gestellt werden, frei verfügen. Dabei unterliegen sie keinerlei Weisungen anderer Institutionen – mit dem Hintergedanken, dass die Hochschulen selbst die fachliche Expertise haben, zu entscheiden, ob Professorinnen und Professoren besondere Leistungen erbringen oder nicht. Jedoch unterliegt der Vergaberahmen gesetzlichen Regelungen wie dem Landeshochschulgesetz. Brisant ist nun, dass der Rektor der Hochschule in Ludwigsburg, Walter Maier, mit einer 2011 in Kraft getretenen Änderung den Vergaberahmen gesprengt haben soll. Ähnliche Vorwürfe bestehen mittlerweile auch gegen die Hochschule Konstanz für Technik, Wirtschaft und Gestaltung.

Ein Untersuchungsausschuss des Landtags in Stuttgart befasst sich inzwischen mit der Affäre. Dabei untersucht er die Hintergründe der Vergabe des Geldes an die Professorinnen und Professoren in Ludwigsburg sowie die Rolle des Rektors und die Verwicklung von Bauer in den Fall. Vor dem Ausschuss sagte Maier im September, dass durch das Absenken des Grundgehalts eine Zulage beim Wechsel in das neue Besoldungssystem unverzichtbar gewesen sei.

Um die undurchsichtige Vergabe von Geldern aufzuklären, forderte der Ausschuss Bauer auf, wichtige Akten zur Vergabe von Geldern an der Hochschule Konstanz herauszugeben. Unter dem Einwand, es handele sich um laufendes Regierungshandeln, lehnte Bauer die Herausgabe bislang ab. Die FDP warf ihr daraufhin vor, die Angelegenheit unter „den Teppich kehren“ zu wollen. Grund für diese Vorwürfe ist auch die späte Reaktion des Ministeriums.

Denn das Ministerium veranlasste die Hochschulen, ihre Richtlinien zur Vergabe von Leistungsbezügen zu überprüfen. Ende Juli vereinbarten die Leitungen der Hochschulen des Landes, ihre Vergaberichtlinien vom Ministerium prüfen zu lassen. Bauer schilderte im Juli vor dem Untersuchungsausschuss ihre Sicht der Geschehnisse. Zur Verteidigung führte sie an: „Ich habe nichts zu verbergen. Die Vorwürfe von Lüge, Rechtsbeugung und pflichtwidrigem Verhalten weise ich zurück. Sie sind ein durchsichtiges Manöver, ein Problem politisch zu skandalisieren.“ **(beb)**

§ LHG-Novelle §

Das Landeshochschulgesetz (LHG) wird neu aufgelegt - Entscheidende Punkte verändern sich: Der Passus zum politischen Mandat der Verfassten Studierendenschaft wird gestrichen, eine neue Statusgruppe für Promovierende eingeführt und die Professoren bekommen eine gesicherte Mehrheit bei der Rektoren-Wahl

#nachgefragt

Welche Auswirkungen hat die LHG-Novelle? Der fzs und Theresia Bauer beziehen Stellung (jkb)



Foto: Privat

Eva Gruse
sitzt im Vorstand des zusammenschlusses freier studentInnenschaften (fzs)

Theresia Bauer
ist Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kunst in Baden-Württemberg



Foto: MWK

Fortschritt oder Problem für die Doktoranden?

Eva Gruse: Wir begrüßen die Einführung der Statusgruppe der Doktoranden und Doktorandinnen insofern, als dass diesen so mehr Selbstverwaltung ermöglicht wird. So droht aber der Wegfall von Vergünstigungen, die Studendierenden normalerweise zusteht.

Theresia Bauer: Das ist ein großer Fortschritt. Doktorandinnen und Doktoranden sind eben keine regulären Studierenden mehr und haben deshalb oft andere Sichtweisen. Die eigene Statusgruppe soll die Sicht von Promovierenden in Zukunft stärken.

Ist die LHG-Novelle das Ende des politischen Mandats der VS?

Gruse: Die Streichung bedeutet einen Wegfall an Rechtssicherheit, die die Studierendenschaften durch die konkrete Festschreibung des politischen Mandats bisher hatten. Dadurch wird die Hürde, sich politisch zu äußern, für Amtsträger und Amtsträgerinnen größer.

Bauer: Die Kompetenzen bleiben erhalten. Alle Zuständigkeiten, die die VS bisher hatten, behalten sie auch künftig. Die Streichung dient der rechtlichen Klarstellung, damit die Aufgaben der VS nicht im Sinne eines allgemeinpolitischen Mandats missverstanden werden.

Werden die Senatssitze der Doktoranden den Studierenden abgezogen?

Gruse: Das LHG legt lediglich fest, dass die Professoren und Professorinnen mindestens eine Stimme mehr haben müssen als alle anderen Statusgruppen zusammen. Die weitere Verteilung der Sitze im Senat wird in der Grundordnung der Universitäten festgelegt.

Bauer: Die Mehrheit der Professorenschaft muss gewährleistet sein, so hat es der baden-württembergische Verfassungsgerichtshof eingefordert. Ob also die neue Statusgruppe durch zusätzliche Sitze oder Umverteilung geschaffen wird, ist Angelegenheit der Hochschule.

Kommentar

Grüner wird's nicht

„Die Studierenden sollen mitreden können, wenn es um ihre Belange geht", so begründete Theresia Bauer 2012 die Wiedereinfürhung der Verfassten Studierendenschaften (VS) in Baden-Württemberg. Fünf Jahre danach scheint sie ihre Worte überdacht zu haben. Denn eine Busfahrt zu einer Demo und mehrere Landtagsanfragen zur Finanzierung linksextremer Aktivitäten durch die VS später hat sich viel geändert. Bei der Novellierung des LHG wird das politische Mandat der VS beschränkt. Auch der ohnehin schon marginale Sitzanteil im Senat könnte durch die Einführung einer neuen Statusgruppe für die Promovierenden weiter schrumpfen. Damit wird das politische Engagement der VS kleingehalten und die VS von einer studentische Interessensvertretung zu einem Verwaltungsapparat für die Verteilung von Qualitätssicherungsmitteln gemacht. Damit bekommt das grüne Ministerium einen schwarzen Anstrich. Frau Bauer ist als baden-württembergischer Wissenschaftsministerin allerdings kaum etwas vorzuwerfen. Hält sie sich doch an das schwäbische Motto: Was geht mich mein G`Schwätz von gestern an.

Von Esther Lehnardt

FAQ

Was ist das Landeshochschulgesetz?

Das LHG ist die rechtliche Grundlage für die Strukturen, Tätigkeiten und den Wirkungsbereich der Hochschulen in Baden-Württemberg und ihrer Gremien, zum Beispiel der Verfassten Studierendenschaft. Es regelt also alles von Prüfungsordnungen bis zur Wahl der Rektoren.

Warum wird es novelliert?

Der Verfassungsgerichtshof Baden-Württemberg hat die Regelungen zur Wahl von Rektoren im LHG 2016 für verfassungswidrig erklärt, da die Professoren zu wenig Mitwirkungsrechte hatten. Das Land muss das Gesetz bis März 2018 ändern.

Was ändert sich?

Die Gruppe der Professoren soll eine gesicherte Mehrheit in Gremien, die über Forschungsfragen verhandeln, bekommen. Zusätzlich soll die explizite Erwähnung des politischen Mandats der VS entfallen und eine neue Statusgruppe der Promovierenden geschaffen werden. **(swa)**

Hier findet ihr das LHG online

Verschlimmbessert

Die universitäre Mitbestimmung der Promovierenden soll gestärkt werden. Allerdings wird die geplante Reform kaum ohne Nebenwirkungen auskommen

Die Doktoranden markieren immer den Beginn einer neuen Forschergeneration. Deshalb wollen wir ihre Sichtbarkeit und ihr Gewicht in den Universitäten stärken." Mit diesem zweifellos redlichen Ziel begründet Wissenschaftsministerin Theresia Bauer (Grüne) die Einführung einer neuen Statusgruppe für Doktorandinnen und Doktoranden im Rahmen der LHG-Novelle. Aber was heißt das im Detail und welche Konsequenzen gehen damit einher?

Bisher werden alle Angehörigen einer Universität auf vier sogenannte Statusgruppen verteilt. Dazu zählen Professorinnen und Professoren, akademische Mitarbeitende, die Studierenden und das sonstige Personal der Uni, etwa in Verwaltung oder Technik. Die Statusgruppen spielen auch bei der Zusammensetzung des Senats eine Rolle, der in Fragen von Lehre, Forschung und strategischer Ausrichtung der Hochschule mitentscheidet.

In Heidelberg besteht der Senat aktuell aus 39 Mitgliedern. Davon werden 19 qua Amt bestimmt: Den Rektor, die vier Prorektorinnen und -rektoren, die Dekaninnen und Dekane aller zwölf Fakultäten und die Gleichstellungsbeauftragte der Uni. Die übrigen 20 Sitze werden durch Wahl vergeben und verteilen sich auf die vier Statusgruppen. Acht Sitze entfallen auf die Hochschullehrerinnen und -lehrer. Alle anderen Gruppen, also auch die Studierenden, besetzen hingegen nur je vier Sitze.

Durch die Einführung einer fünften Statusgruppe im Rahmen der LHG-Novelle würde erstmals in Deutschland auch die Gruppe der Promovierenden eigene Sitze im Senat erhalten. Bisher werden die Doktorandinnen und Doktoranden im Senat durch die Gruppe des akademischen Personals oder der Studierenden vertreten. Nach der Novelle sollen in Zukunft alle „nur" eingeschriebenen Promovierenden, die also über keinen Arbeitsvertrag an der Uni verfügen, in die neue Statusgruppe wechseln. Promovierende mit Anstellung, etwa als wissenschaftliches Personal an Lehrstühlen, können ihre Mitbestimmung alternativ auch in der Gruppe der akademischen Mitarbeitenden wahrnehmen. Während die Stärkung der universitären Mitbestimmung des wissenschaftlichen Nachwuchses grundsätzlich zu begrüßen ist, hat der Gesetzesentwurf einige Haken.

> Der Verlust des Studierendenstatus kann teuer werden

So lässt er die Auswirkungen einer neuen Statusgruppe auf die zahlenmäßige Zusammensetzung der Senate völlig offen und reicht die Entscheidung an die Universitäten weiter. Dabei macht der Entwurf die Vorgabe, dass über den Senat der Einfluss der Professorenschaft im Vergleich zu den ohnehin mächtigen Rektoraten gestärkt werden soll. Gleichzeitig kündigte Bauer bereits an, dass sie eine Aufblähung der Senate vermeiden will. Damit bliebe allein der Ausweg offen, mit Ausnahme der professoralen Vertretung die übrigen drei Statusgruppen zahlenmäßig zu reduzieren, um im Senat Sitze für Promovierende zu schaffen. In letzter Konsequenz würde damit die ohnehin schwache studentische Stimme im Senat weiter an Gewicht verlieren. Weder das Wissenschaftsministerium noch die Uni Heidelberg wollten sich auf Nachfrage zu diesem Punkt äußern, sondern verwiesen auf die angebliche Zuständigkeit der jeweils anderen Seite.



Zeichnung: acm

Neue Statusgruppe: Segen oder Fluch?

Neben beschnittener studentischer Mitbestimmung könnte sich die LHG-Novelle auch für die Promovierenden selbst negativ auswirken. Bisher hatten Doktorandinnen und Doktoranden die Möglichkeit, sich als Promotionsstudierende an der Universität einzuschreiben, was mit dem Statusgruppenwechsel hinfällig würde.

Mit dem Verlust des Studierendenstatus erlischt gleichzeitig der Anspruch auf sämtliche studentischen Vergünstigungen wie Semesterticket, reduzierte Eintrittskarten oder einen besonderen Kranken- und Sozialversicherungsstatus. Betroffen werden davon besonders all jene Promovierenden sein, die weder einen Arbeitsvertrag an der Universität noch ein Stipendium vorweisen können. Für sie könnte sich durch die LHG-Novelle die oftmals ohnehin angespannte finanzielle Lage noch deutlich verschärfen. **(the)**

Arbeiten für umme?

Im StuRa werden neue Aufwandsentschädigungen beschlossen. Prompt fliegen in der Sitzung und auf Facebook die Fetzen

Bei einer Sitzung am vergangenen Dienstag hat der Studierendenrat (StuRa) der Uni neue Aufwandsentschädigungen für das QSM-Referat beschlossen. Die bis zu vier Mitglieder kümmern sich um die Verteilung der rund 1,7 Millionen Euro an Qualitätssicherungsmitteln an den verschiedenen Instituten. Dafür werden sie nun jeweils mit monatlich 200 Euro entschädigt. Zuvor war erneut eine Grundsatzdebatte über die Frage entbrannt, ob Engagierte für Ämter der Verfassten Studierendenschaft (VS) Geld erhalten sollten oder nicht.

Den Antrag gestellt hatten Jan Gräfje und Mathurin Choblet für die Fachschaft MathPhysInfo mit der Begründung, dass das Referat momentan nur kommissarisch besetzt und eine Nachfolge noch nicht gefunden sei. Finanzielle Unterstützung solle nun dafür sorgen, dass in Zukunft die „nachhaltige und kontinuierliche Arbeit“ des Referats gesichert sei. Tatsächlich gehört die QSM-Vergabe inzwischen zu einer der größten Aufgaben der VS, und Befürworter von Aufwandsentschädigungen betonen immer wieder, dass vor allem Verwaltungsämter elementar wichtig seien und allen Studierenden auch unabhängig von ihrer finanziellen Situation offenstehen müssten.

Insbesondere der Ring christlich-demokratischer Studenten (RCDS) spricht sich jedoch seit Beginn der Debatten um Entschädigungen gegen die meisten Geldzahlungen aus. Die Diskussion zog dabei auch auf Facebook noch weitere Kreise und wurde so für alle sichtbar weitergeführt: In einem vor Sitzungsende veröffentlichten Post auf der Seite des RCDS Heidelberg ist davon die Rede, das Geld der VS würde „in den Taschen der Referenten verschwinden“. Der kommissarische VS-Außenreferent und ehemaliger Vorsitzende Glenn Tenko Bauer warf dem RCDS daraufhin vor, selbst so gut wie nie Referate zu übernehmen: „Wer immer nur gegen alles ist und keine Verantwortung übernimmt, bringt die Studierendenschaft nicht weiter.“ Seine Arbeit als Vorsitzender zwei Jahre zuvor habe ihn „einmal fröhlich ins Burnout“ geführt, denn er sei damals ohne Aufwandsentschädigung noch auf einen umfangreichen Nebenjob zur Studienfinanzierung angewiesen gewesen. Auch der RCDS-Vorsitzende Timo Berenz schaltete sich in die Online-Debatte ein und betonte, der RCDS wolle Ehrenamt statt durch Geldzahlungen durch „Verbesserung in der Studienstruktur“ stärken. Der RCDS werde sich in der aktuellen Legislatur außerdem „wieder stark inhaltlich im StuRa engagieren“.



Foto: Pixabay/Gemeinfrei

Sollen Studierende für Ehrenämter in der VS Geld erhalten?

Auf Nachfrage des *ruprecht* betont Timo Berenz, dass der RCDS zwar Entschädigungen für den Vorsitz und den Finanzverantwortlichen unterstütze, da dies die wichtigsten Ämter seien. Weiter solle es aber nicht gehen: „Wenn das bezahlte Ehrenamt als Alternative zu einem Nebenjob gesehen wird, so wird dies der Bedeutung des Ehrenamtes nicht gerecht.“

Tenko Bauer bedauert im Nachhinein den öffentlichen Streit: „Es täte der Studierendenschaft nicht gut, wenn sich ihre Vertreter*innen ständig negativ über ihre Arbeit äußern würden.“ Dennoch: „Manche Argumente kann man anscheinend leider nur entkräften, wenn man die privaten Belastungen öffentlich macht, so unangenehm das auch ist.“ **(sko)**

Aufwandsentschädigungen

Die beiden VS-Vorsitzenden erhalten eine monatliche Aufwandsentschädigung in Höhe des BAföG-Höchstsatzes (735 Euro), der Finanzreferent 400 Euro. Die mehrköpfige Sitzungsleitung erhält insgesamt 100 Euro pro Sitzung. Wahlhelfer und Wahlausschuss erhalten zusätzlich Geld pro Wahl. Neben den beschlossenen 200 Euro für QSM-Referenten ist außerdem ein Antrag im StuRa anhängig, die Zahlungen für den Vorsitz um einen Krankenkassenzuschlag und die des Finanzreferats auf 450 Euro zu erhöhen. (sko)

ANZEIGE

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* kleine Arbeitsgruppen
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* erfahrene Dozenten
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de



Verantwortung übernehmen • Werte schaffen • Zukunft sichern!

Ein gutes Rad ist teuer. Guter Rat nicht. Denn als Auszubildender oder Student ist unsere Beratung genauso kostenfrei, wie unser Konto für euch. Gern erläutern wir euch unsere maßgeschneiderten Studenten- und Jugendkonten und stehen euch mit Rat und Tat zur Seite.

HEIDELBERGER VOLKSBANK
Ihre Bank

„Hexenjagd auf Links“

VS verweigert Antwort auf CDU-Landtagsanfrage

„Die VS kann nicht als Spitzelnetzwerk der Hexenjagd auf ‚Linke‘, unkonforme politische Positionen und Studierende im Allgemeinen missbraucht werden“, stellt der Studierendenrat der Uni Heidelberg in Reaktion auf eine große Anfrage der CDU im Landtag zum Thema Linksextremismus in Baden-Württemberg klar.

Darin hatte die Partei unter anderem wissen wollen, ob es Aufrufe an baden-württembergischen Hochschulen gab, an den G20-Protesten in Hamburg teilzunehmen. Außerdem wurde nach Namen der beteiligten Organisationen, Zahl der beteiligten Studierenden und Mitfinanzierung der Fahrten durch Verfasste Studierendenschaften (VS) gefragt.

Eine Aufsicht über Studierende und studentische Gruppierungen einzufordern, sei eine „autoritäre Law-and-Order-Mentalität“, so die VS. Die CDU-Fraktion wolle „ein System der Denunziation und Missgunst im Umfeld der Hochschulen“ etablieren. Daran möchte sich die VS mit dem Verweis nicht beteiligen, ihre Aufgabe sei, die politische Bildung und das staatsbürgerliche Verantwortungsbewusstsein der Studierenden zu fördern. Ihre Solidarität gelte dabei allen studentischen Gruppen und Initiativen, die sich konform mit den Grundsätzen des Studierendenrates verhalten.

Die VS entschied, die Anfrage nicht zu beantworten. Sie verurteile diese aufs Schärfste. Vor dem Hintergrund einer ähnlichen Anfrage der AfD Mitte August besteht der Verdacht, dass eine Antwort genutzt werden könnte, um die Verfassten Studierendenschaften im Fall von Unterstützung oder Finanzierung linksextremer Gruppen zu diffamieren. In Zukunft könnte das weitere Machtbeschneidungen der Verfassten Studierendenschaften legitimieren.

> „Die CDU zeigt eine Law-and-Order Mentalität“

Die Landesregierung hat die Anfrage der CDU-Fraktion inzwischen beantwortet. An keiner Hochschule Baden-Württembergs seien Unterstützung, Finanzierung oder Aufrufe zu gewaltsamem Protest bekannt. **(swa)**



Foto: flickr.com, Reinhard Link (CC BY-SA 2.0)

Die CDU-Landtagsfraktion in Stuttgart fragt nach...

Hochschule in Kürze



Foto: goc

Steinmeier spendet an HfJS
Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier hat die Hälfte des Preisgeldes aus dem ihm zuerkannten „Ignatz-Bubis Preis für Verständigung“ an die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) gespendet. Er wünsche, dass das Preisgeld ganz im Sinne von Bubitz für Verständigung, Dialog und Miteinander eingesetzt werde. Die zweite Hälfte des Geldes geht an die Bente-Kahan-Stiftung in Breslau.

Wie der Rektor der HfJS, Johannes Heil, anlässlich der Bekanntmachung mitteilte, werden die 25 000 Euro Studierenden aus Nicht-EU-Ländern, insbesondere aus Ost- und Südosteuropa, zugutekommen, die sich für den Masterstudiengang Jewish Civilizations bewerben. Das betreffe besonders „junge Menschen aus Ländern, in denen die gegenwärtigen politischen Umstände den Wissenschaften, insbesondere auch den Jüdischen Studien, kaum Luft für freie Entfaltung des Geistes lassen“, so Heil weiter. Die Stadt Frankfurt am Main hatte 2016 dem damaligen Außenminister Steinmeier den Preis verliehen.

Masterplan fürs Feld gestartet
Das Masterplanverfahren Im Neuenheimer Feld kann nun offiziell beginnen. Vertreter der drei Projektpartner Universität, Stadt und Land Baden-Württemberg haben dazu am 9. Oktober eine Rahmenvereinbarung unterzeichnet. Mit dem Masterplanverfahren soll eine zukunftsweisende Entwicklungsperspektive für den Campus erarbeitet werden. Ziel ist es, Vorgaben unter anderem für die Bereiche Bauen, Umwelt und Verkehr zu entwickeln. Hierzu wird bis Mitte November zur Einbindung der Bevölkerung ein Koordinationsbeirat eingerichtet. Auch der Studierendenrat darf einen Vertreter entsenden.

Erste Hürde genommen
Die Universität Heidelberg hat mit drei Vorschlägen für Forschungscluster die erste Auswahlrunde der Exzellenzstrategie erfolgreich bestanden. Die Cluster „STRUCTURES“, „3D Matter Made To Order“ und „Exploring Dark Matter“ haben alle einen naturwissenschaftlichen Schwerpunkt. Man erhofft sich so gute Chancen, ab 2019 an dem Förderprogramm von Bund und Ländern teilnehmen zu können. Die Exzellenzstrategie unterstützt universitäre Spitzenforschung mit einer halben Milliarde Euro jährlich. Zudem verheißt sie den prestigeträchtigen Titel „Exzellenzuniversität“. „Wir werden hart dafür arbeiten, diese Chancen zu nutzen“, so Marietta Fuhrmann-Koch, Pressesprecherin der Uni, gegenüber der *Rhein-Neckar-Zeitung*. Bis Ende Februar muss die Universität nun drei Anträge für die neuen Exzellenzcluster einreichen, um an der zweiten Runde teilnehmen zu können. **(goc)**

Bad Hair Day war gestern

Günstig, sympathisch, kompetent: Wir stellen euch die besten Heidelberger Friseursalons für euren neuen stylischen Haarschnitt vor

Damit das Heimatgefühl auch in der Perle der Rhein-Neckar-Region, in die man zu Beginn des Studiums gezogen ist, erhalten bleibt, sollte man sich nicht nur eine neue Stammkneipe, sondern auch einen neuen Friseur suchen, bei dem die Haare nach dem Besuch genauso sitzen, wie man es vom selbigen im Heimatort gewohnt ist. Damit vor allem den zugezogenen Erstsemestern die Suche nach einem neuen Friseur erleichtert wird, stellen wir hier die besten Anlaufstellen für eine perfekt sitzende Frisur in Heidelberg vor.

Tomco

Wer sich nicht davor scheut, etwas mehr für einen Haarschnitt auszugeben und dafür den Salon tiefenentspannt und top gestylt zu verlassen, dem würden wir den Salon Tomco in der Brückenstraße ans Herz legen. Denn die Hairstylisten sind motiviert, freundlich und offen für individuelle Vorschläge. Im Salon in Neuenheim bekommt man für einen höheren Preis eine tolle Frisur und eine sinnliche Kopfmassage geboten. Für alle, die befürchten, dass man nach dem Friseurbesuch missgestimmt nach Hause geht, weil man der Meinung ist, die Dienstleistung wäre nicht nach den ursprünglichen Vorstellungen vonstatten gegangen: Entwarnung! Das Team bei Tomco ist nämlich so breit aufgestellt, dass man sich mehrere erfahrene Meinungen einholen kann und somit zur perfekten Frisur kommt. Die Preise beginnen bei 25 Euro pro Haarschnitt.



Foto: php

Mit seiner zentralen Lage kann der Barbier punkten

Der Barbier

Dieser Salon ist die passende Anlaufstelle für diejenigen, die zwischen mehreren Stadtteilen unterwegs sind und großen Wert auf Qualität zu kleinem Preis legen. Der Barbier ist nicht nur wegen seiner zentralen Lage am Bismarckplatz einen Besuch wert, sondern auch wegen seiner freundlichen Angestellten, die jedem Besucher das Gefühl geben, er sei ein König. Neben der Rundumversorgung für die männliche Gesichtsbehaarung werden außerdem Haarschnitte für Herren und Damen angeboten, die man zu erschwinglichen Preisen erstehen kann. Damen zahlen im Schnitt 15 Euro, Herren zwölf Euro. Der Barbier befindet sich in unmittelbarer Nähe des Café Rossi, an der Ecke, an der sich der Bismarckplatz mit dem Beginn der Bergheimer Straße kreuzt. Da sich dort sozusagen der Knotenpunkt des VRN-Liniennetzes befindet, kommt man hier mindestens einmal pro Tag vorbei. Zentraler geht nicht!

Friseur am Revier

Wenn wir nun von dem Klischee ausgehen, dass Studierende einen relativ klein bestückten Geldbeutel pflegen, sollte diese Tatsache natürlich nicht mit dem Preis des Friseurs kollidieren. Um diesem Problem den Rücken zu kehren, empfehlen wir einen Besuch beim Friseur am Revier, der unmittelbar in der Nähe des Polizeireviers in der Römerstraße und auch in direkter Nähe zum Campus Bergheim auffindbar ist. Dort bekommt man einen anständigen Haarschnitt, der rasch vonstattengeht und dementsprechend wenig kostet. Falls man also gerade auf dem Weg zum nahegelegenen Bahnhof sein sollte, weil man seine Eltern über das Wochenende besuchen möchte und einem auffällt, dass die Haare einen gepflegten Schnitt gebrauchen könnten, dann sollte man guten Gewissens an den Friseur am Revier denken. Denn dort braucht man vorher nicht einmal einen Termin zu vereinbaren. Männer zahlen zwölf Euro und Frauen 16 Euro.

Alfano

Solltest du, ähnlich wie wahrscheinlich jeder andere Studierende der Heidelberger Universität, den Großteil deiner Semesterferien in der Universitätsbibliothek verbringen und aufgrund der abzugebenden Hausarbeiten wenig Zeit haben, dann merke dir am besten rechtzeitig einen Termin vor, an dem du deine Matte zurechtrücken lässt. Denn es könnte sich wohl nicht besser treffen, dass man auf dem Weg zur Bibliothek direkt am Friseursalon Alfano in der Plöck vorbeikommt und somit keine Minute seiner kostbaren Zeit verschwenden muss. Der Salon bietet nicht nur Haarschnitte zu günstigen Preisen an. Nein, einen Kaffee gibt es zu jedem Haarschnitt gratis dazu. Noch ein Anreiz mehr, dir einen neuen Haarschnitt verpassen zu lassen: Frauen zahlen bei Alfano im Schnitt 13 Euro, Herren etwa zwölf Euro.


Foto: mak

Bei Alfano muss niemand lange warten

Home sweet home

An den Friseur im Heimatort kommt höchstwahrscheinlich keine noch so gute Empfehlung heran. Man vertraut ihm einfach blind. Außerdem begleitet er uns schon seit Kindheitstagen und kennt die Wünsche seit Jahren in- und auswendig. Genau aus diesem Grund sei ihm auch jeglicher Kritikpunkt bereits im Vorhinein verziehen. Zuhause kennt man sich, man weiß, was man will und man teilt wahrscheinlich auch das Interesse an denselben Gesprächsthemen. Diesbezüglich sei angemerkt, dass auch der Dorfklatsch von Zeit zu Zeit weitergetragen werden muss, um interessant zu bleiben. Natürlich wird es keinem übel genommen, wenn er auf den routinemäßigen Besuch beim Friseur in der Heimat besteht, denn wir sind uns wahrscheinlich alle einig – dort weiß man, was man für seine Groschen bekommt. **(spe)**

Nur mal kurz die Welt retten

Die BUND-Hochschulgruppe Heidelberg hat einen Leitfaden für nachhaltiges Studieren veröffentlicht. Das ist gut gemeint, doch Umweltschutz ist zu komplex für eine einfache To-do-Liste

Nachhaltigkeit ist der neuste Trend. Längst ist das Thema nicht mehr nur etwas für Alt-Achtundsechziger, die mit ihren Pluderhosen auf dem Gebrauchtfahrrad durch die Weststadt fahren und nur handgestreicheltes Biogemüse essen. Und das ist auch gut so. Denn jedes Jahr lebt die Menschheit ökologisch über ihre Verhältnisse. In diesem Jahr haben wir alle am 6. August nach Berechnungen von Wissenschaftlern des Global Footprint Network, einer kalifornischen Forschungsgruppe, die gesamten nachhaltig nutzbaren Ressourcen der Erde für 2017 verbraucht.

Was kann ich tun? Es mangelt nicht an Tipps und Anleitungen für ein nachhaltigeres Leben. Selbst im konservativen *Focus* liest man Überschriften wie „Toilettenpapier, Kochen, Waschen: So retten Sie die Umwelt jeden Tag." Gemäß unserem modernen Zeitgeist werden diese Anleitungen wie Diätratgeber oft auf bestimmte Gruppen zugeschnitten. Umweltschutz für Berufstätige, Frauen, Manager und so weiter. In diesem Sinne hat die BUND Hochschulgruppe in Heidelberg einen Leitfaden für nachhaltiges Studieren herausgegeben.

Mit elf Tipps zum „Geld sparen, Heidelberg entdecken und dabei auch noch was für die Umwelt tun" ist der Leitfaden übersichtlich, folgt aber dem üblichen Credo solcher Anleitungen: Ganz nebenbei was für die Umwelt tun. Doch wie kann man denn nun nachhaltiger leben?



Foto: mak

Preisfrage: Welche dieser Tomaten ist am nachhaltigsten?

Tipp eins: Ecosia statt Google als neue Suchmaschine verwenden. Für die bei den Suchanfragen verwendete Energie pflanzt die Initiative Bäume. Tatsächlich liefert Ecosia auch gute Ergebnisse und der Baumzähler oben rechts gibt einem das Gefühl, richtig was für die Umwelt getan zu haben. Auch eine wiederbefüllbare Flasche zu kaufen, ist einfach umzusetzen. Und zumindest unter Hipstern erntet man dafür Anerkennung.

So weit, so einfach. Schwieriger wird es beim Thema Einkaufen: Der Leitfaden empfiehlt, möglichst unverpacktes Obst und Gemüse zu kaufen. Außerdem soll man auf die Herkunft achten: „Je näher, desto besser!" Und so steht der Durchschnittsstudent in einem großen deutschen Supermarkt und hat die Wahl zwischen abgepackten Biotomaten, abgepackten Tomaten aus Deutschland und losen Tomaten aus den Treibhäusern Spaniens. Quizfrage: Was ist da jetzt die nachhaltigste Entscheidung? Richtig: Bei Bioläden oder in verpackungsfreien Läden wie „Annas Unverpacktes" oder „Apple un' Ei" einkaufen. Das strapaziert den studentischen Geldbeutel nicht unerheblich, führt einen aber einen Schritt näher an ein nachhaltiges Leben. In Heidelberg kann man dafür auch bei den sogenannten Fairteilern vorbeischauen: Sammelstellen für Lebensmittel, die von Supermärkten abgegeben werden. Das ist kostenlos, man ist aber sehr vom Angebot abhängig.

Noch schwieriger wird die Weltrettungsmission beim Thema Kleidung. Zwar gibt es seit einiger Zeit sogenannte Faire Mode in Onlineshops wie Armed Angels oder Grundstoff. Doch die Preise in den digitalen Regalen für Shirts und Hosen sind nicht gerade studentenfreundlich. Günstiger kommt man dann schon bei Flohmärkten oder Kleidertauschpartys weg. Wer allerdings gezielt ein bestimmtes Kleidungstück sucht, wird hier nur selten fündig. Und auch auf Online-Second-Hand-Portalen wie Kleiderkreisel muss man oft lange suchen, bis man das passende (im doppelten Sinne des Wortes) Kleidungstück findet.

Und schließlich ist es damit noch nicht getan: Wenn man dann als frisch gebackene Weltrettungsstudentin mit seiner wiederbefüllbaren Plastikflasche in der Baumwollumhängetasche sein wöchentliches Budget für Essen im Bioladen gnadenlos überzieht, um dann zu Hause mehrere Stunden auf Kleiderkreisel nach dem neuen Blazer für das Bewerbungsgespräch zu suchen, ist das Leben nämlich immer noch nicht nachhaltig. Wenn man dann alle Punkte auf der Liste abgearbeitet hat, jede Literatursuche brav über Ecosia ausführt, dabei unverpacktes biologisch angebautes Obst aus der Region isst und sich ganz stolz fühlt, wird einem klar, dass man immer noch nicht nachhaltig lebt. Doch bevor man frustriert den wenig nachhaltigen PC samt Smartphone aus dem Fenster wirft und beschließt, doch auf den Selbstversorgerhof in die Uckermark zu ziehen, sollte einem klar werden, dass niemand die Welt im Alleingang retten kann.

Die Tipps der BUND-Hochschulgruppe sind wertvoll, ersetzen aber eigenes Nachdenken nicht. Ein Leben in unserer modernen Gesellschaft ist per se nicht nachhaltig. Der verzweifelte Versuch, es komplett nachhaltig zu gestalten, ist müßig und teuer. Wer nun glaubt, sich damit aus der Affäre ziehen zu können, der irrt. Denn alle Studierenden können auch ohne großartige finanzielle Mittel und Zeit Kleinigkeiten umsetzen. Beispielsweise kann man sich vornehmen, tierische Produkte wie Milch nur noch Bio zu kaufen und dann sind die abgepackten Äpfel auch in Ordnung. Denn auch klein Anfangen hat schon eine Wirkung und beruhigt das eigene Gewissen. Die Welt retten wird damit keiner, aber zumindest ein Anfang ist gemacht. **(leh)**



Studentenfutter

Marstall, Triplex, Feld: So gelingt der sichere Weg durch die kulinarische Auswahl der verschiedenen Mensen

Foto: Studierendenwerk Heidelberg

Zeughaus-Mensa

Wer mittags zwischen 12:15 und 13:30 Uhr in der Zeughaus-Mensa im Marstall essen möchte, sollte zumindest viel Geduld mitbringen. Denn die Schlangen sind zu dieser Zeit lang und das Gedränge sehr groß. Da die Wenigsten aber ob dieser Zustände auf die Triplex-Mensa ausweichen wollen, ist man wohl oder übel gezwungen, sich ganz hinten anzustellen und die Tortur zu ertragen. Man wird für diese Mühe schließlich aber reichlich belohnt, denn im Marstall bekommt man zweifellos das beste Mensaessen in ganz Heidelberg serviert.

Für die Freunde der gesunden Kost ist dabei vor allem der Couscous-Salat zu empfehlen, der praktisch an jedem Tag der Woche angeboten wird. Anscheinend liegt die Spezialität der Mensa ohnehin bei der nahöstlichen Küche, denn auch die Falafel sollten zu jedem Salatgericht im Marstall reichlich auf den Teller geschöpft werden. Anders als man es sonst von asiatischen Gerichten in Mensen gewohnt ist, muss man im Marstall auch unbedingt (je nach Vorliebe) den vegetarischen oder nicht-vegetarischen Asia-Wok probieren, der einmal wöchentlich an einem separaten Stand angeboten wird.

Bei den restlichen warmen Gerichten bietet der Marstall eine täglich wechselnde Vielfalt an Gerichten aus aller Welt. Hier lohnt es sich, einfach zu probieren, man wird tatsächlich selten enttäuscht. Häufiger angebotene Beilagen wie Reis oder Nudeln sind leider etwas fad, hier sollte man entweder viel Soße darüber geben, oder gleich zu anderen (exotischeren) Beilagen greifen.

Der Preis wird nach Gewicht bemessen, was dazu führt, dass die Zeughaus-Mensa auch die teuerste in Heidelberg ist. Mit 3 bis 4 Euro für sein Essen sollte man (sofern man hungrig ist) schon rechnen. Doch die Atmosphäre gleicht das allemal wieder aus. **(goc)**

Triplex-Mensa

Zugegeben: Der unscheinbare Zweckbau am Uniplatz kann architektonisch kaum mit dem archaischen Gemäuer samt Biergarten im Marstallhof mithalten. Aber wenn man erstmal mit der wenig einladenden Drehtür das Nadelöhr am Eingang überwunden hat, regiert das zwar emotionsarme, aber effektive Prinzip „form follows function“.

Auf dem Weg zu den Essensaufgängen wird man mittels Monitoren über das Angebot des Tages informiert, das sich als Dreigestirn präsentiert: Aufgang A versucht mit seinem Buffet den Marstall zu imitieren, allerdings ist das Essen weniger exquisit, dafür genauso teuer. Aufgang B wartet mit zwei täglich wechselnden Hauptgerichten auf, darunter stets eine vegetarische oder vegane Variante. Dazu gibt es eine begrenzte Auswahl an Beilagen. Wenn man besonders viel Glück hat, gibt es Cordon Bleu mit Kroketten, wenn man Pech hat, Melonenkaltschale zum Nachtisch. Insgesamt bekommt man hier aber das beste Preis-Leistungsverhältnis. Und dann gibt es Aufgang C, die sozialistischste aller Mensa-Welten, oder mit anderen Worten: Friss oder Stirb! Zwei Drei-Gänge-Menüs mit stark wechselnder Qualität warten hier auf Hartgesottene, Menschen ohne Geschmacksknospen oder durchschnittlich finanzschwache Studis, die froh sind, für 2,15 Euro immerhin eine warme Mahlzeit am Tag zu ergattern.

Im Vergleich zum chronisch überlasteten Marstall ist die Triplex ein wahres Raumwunder. Selbst zur Hochkonjunktur kurz vor eins bekommt man irgendwo noch einen halben Stuhl und zehn Zentimeter Tischplatte. Einziges Ärgernis sind die Wartezeiten an den Aufladern zur Rushhour. Ist die Karte leer, hat man entweder wahre Freunde, die selbstlos das Schicksal in der Schlange teilen, oder man isst dieses Mal eben alleine. **(the)**

Zentralmensa

„Ich hab halt keine Wahl“: Die dritte Rezension auf Google bringt den Charakter der Zentralmensa eigentlich relativ gut auf den Punkt.

Wie in der Triplex-Mensa bekommt man hier bei Aufgang D schon ab 2,15 Euro ein Drei-Gänge-Menü. Das billigste Essen besteht aus einer Suppe, die es tagtäglich schafft, zu fade und zu salzig gleichzeitig zu schmecken, einem Salat, bei dem man hoffen muss, sich noch etwas von dem raren Dressing zu ergattern, und einer Hauptspeise, bei der es für alle, die der Fleischqualität in einem so billigen Menü nicht trauen, immer eine vegetarische Option gibt.

Bei Aufgang E findet man das beste Preis-Leistungs-Verhältnis. Mit einer Auswahl an verschieden Beilagen, bei denen die Kroketten besonders zu empfehlen sind, und Hauptgerichten wie Schnitzel oder Chilli-Käse-Nuggets kommt man bei einem Preis von ungefähr 3,50 Euro für ein zufriedenstellendes Essen gut weg.

Aufgänge A und B sind nur für diejenigen zu empfehlen, die nicht daran interessiert sind, das meiste aus ihrem Geld zu machen. Hier findet man das Zeughaus-Mensa-ähnliche Buffet, doch vergleichbare Qualität sucht man vergeblich. Wenn man den Anspruch hat, satt zu werden, wird das Essen an diesen Aufgängen auch noch zum teuersten.

Die Zentralmensa ist für den hiesigen Studenten mehr eine Nahrungsmittelaufnahmestation als ein Ort des Rückzugs vor dem täglichen Unistress. Auf eine magische Art schafft sie es, den Siebzigerjahre-Plattenbaucharme des Campus und der angrenzenden Wohnheime auch auf das dort zubereitete Essen zu übertragen. Wer sich aber damit abgefunden hat, dass er im Neuenheimer Feld nicht zum Spaß ist, sondern um zu studieren, wird mit der Feldmensa zurechtkommen. **(php)**



Foto: mak

Alleine hilft auch das beste Blatt nicht viel

Me, myself and I

Wie erträgt man eine Woche ohne soziale Kontakte? Unsere Autorin hat den Selbstversuch gewagt

Verzicht ist in der heutigen Zeit eigentlich kein Thema mehr, zumindest unfreiwilliger nicht. Wir haben rund um die Uhr alles, was wir brauchen. Selbst am Sonntag können wir bei Rossmann eine Gesichtsmaske, Butterbrotpapier oder die Flasche Wein fürs Abendessen besorgen. Wie sollen wir da die Bedeutung der Dinge um uns herum überhaupt noch erkennen oder sogar wertschätzen?

Aus diesem und anderen Gründen habe ich mir vorgenommen, eine Woche Verzicht zu üben. Eine Woche verzichten, aber worauf? Eine Woche kein Kaffee? Machbar. Eine Woche nicht die Beine rasieren? Als Frau im Herbst mit langen Hosen gar kein Problem. Eine Woche durchtrinken? Im Rahmen der Einführungsveranstaltung kann das schon mal passieren. Eine Woche ohne – wo beginnt dieses Experiment spannend zu werden?

Es beginnt bei unseren Kontakten und den realen Begegnungen mit Menschen im Alltag. Es sind unsere Freunde, die uns Halt geben und unser Leben bereichern. Die Herausforderung ist also eine Woche ohne soziale Kontakte, in der es nur mich geben sollte. Ausgenommen waren nur die Vorlesungen, danach ging es direkt nach Hause, kein Kino, gemeinsames Kochen oder Sport. Gehe nicht über Los, ziehe keine 4000 Euro ein und triff dich auf keinen Fall mit irgendjemandem.

„Eine Woche, was ist das schon? Die ist schneller vorbei, als man denkt. Außerdem bin ich ganz gerne mal mit mir alleine. Dann kann ich mich endlich mal den Dingen widmen, die ich schon so lange vor mir herschiebe.“ Positives Denken ist nie falsch.

In der Realität ließ die Ernüchterung nach diesem euphorischen Anfang nicht lange auf sich warten. Bereits an Tag drei machte sich eine Unruhe breit. Kaum zu glauben, dass mein Home-Button noch funktioniert, so oft wie ich diesen gedrückt habe. „15:16 Uhr, 15:16 Uhr, ohh, immer noch 15:16 Uhr. Seit wann sind Minuten eigentlich so lang? Ah, endlich 15:17 Uhr.“ Aber es half ja alles nichts, vier weitere Tage lagen vor mir.

Wohnung putzen, für die Uni lernen, ein paar neue Kuchenrezepte ausprobieren, Avocado-Steine einpflanzen... Ich wollte mich endlich wieder mit jemandem unterhalten, jemandem, der nicht auf meiner Fensterbank in einem Topf mit Erde steht, Blätter hat und nie antwortet. Dieses Tief hielt an bis Tag fünf. Nach und nach konnte ich die Zeit alleine genießen. Selbst mein Handy blieb unbeachtet, ich vergaß es meist sogar.

Mein Leben wurde entschleunigt, es rückten andere Dinge in den Fokus. Man begann, wieder Kleinigkeiten zu schätzen, wie das Rascheln der Herbstblätter, wenn man durch die Straßen läuft, den Duft eines frischen Kaffees oder ein Abendessen, das man über Stunden vorbereitet hat.

Und dann waren die sieben Tage geschafft. Rückblickend war es eine bereichernde Erfahrung, sich eine Woche nur mit sich zu beschäftigen. Man wird an die Kostbarkeit der Zeit erinnert und gönnt sich im Alltag wieder mehr Momente der Ruhe, genießt das bewusste Nichtstun. Solange man sich beim Alleinsein nicht einsam fühlt, sollte man sich doch immer mal wieder Zeit mit und für sich alleine nehmen.

Spätestens nach dem ersten Lachanfall alleine weiß man dann sowieso, dass es höchste Zeit wird, wieder andere Menschen zu treffen. **(suw)**

ANZEIGE



Wer den Sittich stört

Papageienschwärme in den Bäumen: Der tropische Halsbandsittich hat sich in Heidelberg eingenistet. Bedrohen die Exoten Amsel und Co.?

Wer neu in Heidelberg ist, mag seinen Augen anfangs nicht trauen: Lautstark kreischend fliegen grüne, exotisch anmutende Papageien in kleinen Gruppen durch die Stadt. Selbst auf der heimischen Fensterbank kann man manchmal einen von ihnen antreffen, wie er neugierig das Treiben hinter dem Glas beäugt.

Halsbandsittiche heißen die Vögel, deren Geschnatter besonders abends über den Bahnhofsvorplatz schallt. Wer entlang des Rheins aufgewachsen ist, ist den quirligen Tieren wahrscheinlich schon einmal begegnet. Seit sie Ende der Sechziger erstmals in Köln aufgetaucht sind, haben sie sich stetig verbreitet, bis sie ab 1972 in der Rhein-Neckar-Region heimisch wurden. Mittlerweile sind die Sittiche waschechte Heidelberger.

Ob sie das auch bleiben sollen, ist allerdings umstritten. Das Bundesamt für Naturschutz hat die Sittiche als „potentiell invasiv“ eingestuft und zunächst unter Beobachtung gestellt. Manch ein Biologe bevorzugt gar die baldige Tötung der Vögel. Steckt die Integration der Halsbandsittiche in einer Krise?

Der Halsbandsittich gehört hierzulande zu den Neozoen und teilt damit das Schicksal von Waschbär und Wildkaninchen. Als Neozoen werden Tierarten bezeichnet, die durch den Menschen in ein Gebiet verschleppt wurden, in dem sie vorher nicht beheimatet waren, und dort längerfristig leben. In ihrer neuen Heimat haben sie meist einen schweren Stand: Es besteht die Sorge, dass die Tiere sich stark vermehren und dabei einheimische Tierarten verdrängen könnten.

Die Population der Sittiche habe in den letzten 25 Jahren in Heidelberg deutlich zugenommen, berichtet Sebastian Olschewski vom Vorstand des Naturschutzbundes Deutschland in Heidelberg. So beherbergen die Platanen vor dem Hauptbahnhof, die den Vögeln als Schlafbäume dienen, im Winterhalbjahr bis zu 800 Tiere.



Foto: flickr.com, Ralf P (CC BY 2.0)

Giftgrüner Einwanderer: Der Halsbandsittich fühlt sich auch auf Heidelberger Bäumen wohl

Dass Heidelberg einmal das Zuhause von bis zu 10 000 Sittichen wird, wie es in Brüssel der Fall ist, hält Olschewski jedoch für unwahrscheinlich. Dies mag auch an den Brutvorlieben der Art liegen: In Heidelberg sind ihre bevorzugten Nistplätze begrenzt. Als sogenannter Höhlenbrüter macht der Halsbandsittich es sich am liebsten in Baumhöhlen gemütlich - und in Wärmedämmfassaden. Damit ziehen die Papageien regelmäßig den Unmut der Hausbesitzer auf sich.

Auch in der Landwirtschaft gibt es die Befürchtung, dass die grünen Vögel großen Schaden anrichten könnten. In Ländern wie Indien und Israel sind Halsbandsittiche dafür bekannt, sich an Obstplantagen und Getreidefeldern zu vergehen. Abgesehen von einigen angefressenen Garten- und Apfelbäumen hält sich der Schaden in und um Heidelberg bisher jedoch in Grenzen.

Die Vögel zieht es weg vom Landleben und in die Stadt: Dort ist das Mikroklima auch im Winter mild genug, um die kalte Jahreszeit wohlbehalten zu überstehen. Auf der Suche nach Futter durchstreifen die Sittiche das gesamte Stadtgebiet. Gegenüber einheimischen Vögeln können sie dabei durchaus Dominanz zeigen. „Uns liegen bisher aber keine Hinweise darauf vor, dass der Halsbandsittich andere Vogelarten gefährdet“, so Olschewski. „Denkbar wäre dennoch, dass die Art andere Baumhöhlenbewohner, wie Stare oder auch Fledermäuse, verdrängt.“

Ob die grünen Exoten wirklich eine Gefährdung für heimische Arten darstellen, müsse daher beobachtet werden. Weitergehende Handlungen seien aufgrund des geringen Kenntnisstandes allerdings nicht angemessen. Sittichfans kann Olschewski daher beruhigen: „Wir werden auf jeden Fall keine mit Flinten ausgestatteten Sittichjäger in Heidelberg erleben.“ **(bel)**

Ausgeschenkt

Bollwerk wider den Zeitgeist

Manche Restaurants kann man sachlich und nüchtern bewerten. Beim „Hutzelwald“ fällt Sachlichkeit schwer, von Nüchternheit wird dringend abgeraten



Foto: php

Der „Hutzelwald“ verspricht nicht nur Schnitzel, sondern auch eine Zeitreise

Man muss erst mit dem Fahrrad in eine asiatische Reisegruppe geraten sein, um von der Existenz des „Restaurant zum Hutzelwald“ zu erfahren. Dass hinter den schlammbraunen Bleiglasfenstern tatsächlich noch Restaurantbetrieb stattfindet, liegt offenbar alleine an den Busladungen Touristen, die beim Betreten des mit beleuchteten Plastiktrauben verschlimmbesserten Eingangs die Gaisbergstraße blockieren. Laufkundschaft verirrt sich dagegen kaum in diesen südlichen Winkel der Weststadt.

Daher sollte man besser in einer größeren Gruppe erscheinen, um im Epizentrum der „German Gemütlichkeit“ die Eigentümer zahlenmäßig zu übertrumpfen. Diese versammeln sich um einen Fernseher in der Ecke des Gastraums, für den selbst die Bezeichnung „altmodisch“ ein Euphemismus wäre. Gelegentlich riskieren sie verstohlene Blicke, während man es sich vor einem stimmungsvoll von Neonröhren illuminierten Historienschinken eines berechtigterweise vergessenen Heimatmalers bequem macht.

Zur Ehrenrettung: Der Service ist grandios – was auch daran liegen könnte, dass die Zahl der parallel zu bewirtenden Gäste hart gegen Null geht. Einzig ein schweigsamer alter Herr taucht im Verlauf des Abends auf und bekommt ohne Bestellung ein Pils und einen Kamillentee vorgesetzt – in dieser Kombination vermutlich eine Spezialität des Hauses. Speziell ist auch der kostenlose Aperitif, der wahlweise als Birnen- oder Pflaumenlikör gereicht wird, versehen mit dem Zusatz: „Gut, dass Sie sich für die Birne entschieden haben. Die Pflaume kann man nämlich nicht trinken.“ Den für den Besuch empfohlenen Pegel erreicht man anschließend mit erstaunlich günstigem Bier und lieblichem (!) Tafelwein. Letzterer schmeckt zuweilen, als hätte einem der Barmann den Pflaumenschnaps doch noch unterjubeln wollen. Die Karte bedient die gesamte Klaviatur der fleischversessenen Hausmannskost, als Vegetarier oder Veganer isst man vorher idealerweise zuhause. Immerhin kommt das verdächtig nach Tiefkühlfach aussehende Jägerschnitzel mit Salat und der höchsten Daseinsform frittierter Kartoffelbeilagen: Kroketten. Dafür schlägt es auch mit stolzen 13 Euro zu Buche.

Preise

Pils (0,4)	2,50€
Rosé (lieblich)	3,80€
Kleines Schnitzel	9,00€
Jägerschnitzel	13,00€
Gruselfaktor	gratis

Weststadt
Gaisbergstraße 93

Öffnungszeiten
Mo bis So: 11 bis 21:30 Uhr

Nach dem dritten lieblichen Rosé traut man sich dann auch, Gespräche in Zimmerlautstärke zu führen und vergisst, dass sogar die Plastikblumen auf den Tischen traurig aussehen. Trotz (oder wegen) der Wandkacheln mit folkloristischen Abbildungen stereotyper „Bayern“ und „Schwaben“ entwickelt sich sogar fast ein Gefühl bizarrer Gemütlichkeit. Dieses wird allerdings rechtzeitig durch eine resolute Ankündigung aus der Fernseh-Ecke vertrieben: „In einer halben Stunde macht die Chefin Abrechnung, dann sperren wir zu!“ Da ist es gerade kurz nach neun.

Der „Hutzelwald“ ist mehr als nur ein schlechtes Restaurant, er ist ein Bollwerk wider den Zeitgeist. Allerdings beschwört er mit seiner seit dem Wirtschaftswunder nicht veränderten Karte und Einrichtung die Atmosphäre einer Vergangenheit, die es in dieser Form hoffentlich nie gegeben hat. **(the)**

Heidelberger Notizen



Bild: wikimedia commons/ Thomas Posch (CC BY-SA 4.0)

Stadthalle Heidelberg – Zur Modernisierung der Heidelberger Stadthalle sollen Pläne, die die Aufgabe als Kultur- und Konzerthaus betonen, weiter verfolgt werden. Eine vielfältige Nutzung soll jedoch weiterhin durch den Einsatz von Hubböden, die das Innere des Hauses wandelbar machen, garantiert werden. Um die Finanzierung dieses Projekts zu sichern, wurde ein Initiativkreis aus Sponsoren und Mäzenen des Musikfestivals „Heidelberger Frühling“ gebildet. Auch die Stadt wird Mittel dazu beitragen und überträgt die 1903 erbaute Halle mit Grundstück an die Theater- und Orchesterstiftung Heidelberg.

Bettensteuer – Einen endgültigen Beschluss zur Einführung der Bettensteuer in Heidelberg wird der Gemeinderat am 16. November 2017 fassen. Inzwischen hatten sich bereits 80 Gaststätten und Hotels bereiterklärt, der Stadt einmalig 300 000 Euro zu zahlen, um die Einführung der Steuer zu verhindern. Jährlich soll diese 1,2 Millionen Euro einbringen. Eine Arbeitsgruppe hatte zuvor als alternative Einnahmequelle das Heidelberger Schloss ausgemacht. Dieses schließt jedoch einen Preisanstieg des Schlosstickets bis 2019 aus. Sollte der Gemeinderat keinen Kompromiss finden, wird die Steuer zum 1. Januar 2018 in Kraft treten.

WLAN-Ausbau – Das öffentliche und kostenlose WLAN-Netz „Heidelberg4you“ erhält 25 neue Standorte im Stadtgebiet Heidelberg. Neue Zugangspunkte werden dabei unter anderem auf dem Heidelberger Schloss, an den Bergbahnstationen und am Karlstorbahnhof eingerichtet. Das Angebot ist zu Beginn des Jahres aus dem Zusammenschluss des städtischen Netzwerks und dem Netz der Universität Heidelberg entstanden. Dabei wurden zunächst 170 Hotspots aufgenommen, von denen die Universität rund 115 beisteuerte. Um einen weiteren Ausbau zu finanzieren, will die Stadt zudem eine Bewerbung um Fördermittel der EU prüfen. **(mak)**

ANZEIGE

Treffpunkt
für junge, trauernde Erwachsene
Beginn 14. November 2017
in Heidelberg



Info und Anmeldung:
Diakonisches Werk
der Evangelischen Kirche Heidelberg
Tel: 0 62 21/59 96 621
www.diakonie-heidelberg.de

Früher war mehr Disco

Mit dem Ende der Nachtschicht verabschiedet sich ein weiterer Club aus dem Heidelberger Nachtleben. Damit setzt sich ein regionaler Trend fort

Das war's dann wohl! Vorbei die Zeiten der freitäglichen U18-Partys, des Gratis-Frühstücksbuffets und der mehr oder minder mutigen Türpolitik: Die Musikfabrik Nachtschicht öffnet am 31. Dezember dieses Jahres zum allerletzten Mal ihre Pforten. Das Ende der Kultdiskothek in Bergheim markiert einen Trend, der in den letzten Jahren immer mehr die studentische Abendplanung bestimmt hat. Discos haben es schwer in der Studentenstadt Heidelberg: Nach der Aufgabe des Schwimmbad Musik Clubs vor zwei Jahren und nun der Nachtschicht ist die Zukunft des Zieglers in der Bergheimer Straße nach 2018 ebenso unklar. Ist „Schicht" – oder treffender formuliert, das Discofeiern an sich – überhaupt noch Pflicht?

Nicht wirtschaftlicher Misserfolg wird von offizieller Seite als Begründung für die Schließung angeführt. Lediglich die Kündigung des Pachtvertrags seitens der Vermieter soll der Grund für das Ende der Nachtschicht sein. Für den ehemaligen Betreiber Joachim Kloe liegt indes die tatsächliche Erklärung für den Abschied der Musikfabrik auf der Hand: „Ganz klar haben die Pächter nach den sich häufenden Vorfällen in und vor den Türen der Disco einfach die Reißleine gezogen. Neueste Schlägereien und Messerstechereien haben das Fass zum Überlaufen gebracht."

> Discos haben es schwer in der Studentenstadt Heidelberg

So komme es nicht von ungefähr, dass der neue Mieter der Räumlichkeiten ein so vergleichsweise „unkomplizierter" Partner wie die Tanzschule Nuzinger ist. Diese möchte dort eine sogenannte Event-Gastronomiebar mit Puderrosa-Charme aufbauen. Wohl eine willkommene Abwechslung zur „Willst du Stress?!"-Mentalität mancher Chaoten, die zum Publikum der Disco zwischen Hauptbahnhof und Betriebshof gehören. So sind zwar Lärm und Pöbeleien nicht selten Begleiterscheinungen eines Discobetriebs, doch die jüngsten Vorfälle endeten überdurchschnittlich häufig im Krankenhaus und schließlich in der Presse. Grund für die sich häufenden Vorfälle sei laut Kloe die mangelnde Türselektion: „Das Thema Club hängt stark mit seiner Tür zusammen. Wenn kein Selektionssystem vom Betreiber der letzten Jahre installiert wurde, geht viel schief. Die Schließung ist nun die Quittung dafür."

Mit der Nachtschicht verabschiedet sich zum neuen Jahr nun ein weiteres Urgestein der Heidelberger Partyszene. Unleugbar mit dieser Entwicklung verknüpft scheint die derzeitige Selbstverständlichkeit für die Mehrzahl der Feierwütigen, ihren Abend lieber in der Unteren Straße zu verbringen. Eine Altstadt mit einem Kern von aneinandergereihten Bars gilt scheinbar als viel zu verlockend, als dass man viel Aufwand und Geld aufbringt, um in Großmanier eine Disco zu besuchen. Heute ruft es „Hallo Barhopping, gratis Eintritt und Getränkeangebot" aus verheißungsvoll-beschlagenen Fensterscheiben fast jeder Kneipe der Unteren. Und das ist es, was den Kern der Sache ausmacht: Warum sich denn auch auf eine Lokalität beschränken, wenn man stattdessen die Möglichkeit hat, seinen Abend in vielen verschiedenen Kneipen mit mehr oder minder studentenfreundlichen Angeboten ausklingen zu lassen? Rappelvolle und überlaufene Bars sind die Folge. Dennoch scheint es den Altstadtkneipen seit einiger Zeit gelungen zu sein, das Problem von Clubangebot, Nachfrage und Preis-Leistung zu ihrem Vorteil zu nutzen.

> Ein Problem von Clubangebot, Nachfrage und Preis-Leistung

Eine für Discobetreiber schwierige Situation, bemerkt auch Felix Grädler, Geschäftsführer der halle02 und Gründungsmitglied des im Sommer 2012 gegründeten Vereins „Eventkultur Rhein-Neckar". Mit dem Verein versuchen Veranstalter nun, sich vor allen Dingen auf ein qualitatives Programm rund um Live- und Nischenmusik zu konzentrieren und Discobetreibern durch eine geplante Erstattung der GEMA-Gebühren zu ermöglichen, eine Alternative zur Altstadtkonkurrenz zu schaffen. „Heute sind fast alle Kneipen in der Altstadt Orte, die sich mit lauter Mainstreammusik, beachtlichen Soundsystemen und sogar eigenen DJs selbst zu kleinen Clubs entwickeln – Clubs ohne die herkömmlichen Auflagen wie Brandschutzverordnungen et cetera. Discos sind durch solche Auflagen viel größeren finanziellen Belastungen ausgesetzt", beschreibt Grädler die schwierige Situation für sich und seine Kollegen. „Meiner Meinung nach ist die aktuelle Altstadtsituation eine tickende Zeitbombe. Feierwütige zeigen wenig Etikette, Anwohner beschweren sich seit Jahren bei der Stadt."

> „Kneipen in der Altstadt entwickeln sich zu kleinen Clubs"

Noch scheint das Discoangebot vor allem Studierende nicht zu überzeugen: Den großen Clubs tanzen die Kunden einfach davon, und zwar schnurstracks in die Kneipen der Altstadt. Discokultur weicht Kneipen- und Saufschick. Das Ende der Nachtschicht beschreibt dennoch einen Einschnitt ins Heidelberger Nachtleben. „A little party never killed nobody", tönte zwar bereits die viel rezitierte Klang- und Vocalmeisterin Fergie höchstpersönlich, doch im Falle der Nachtschicht wurde es hier wohl zu wild getrieben. Nun bleibt nichts anderes übrig, als sich von diesem Etablissement mit einem fidelen Adé zu verabschieden und heilfroh darüber zu sein, dass die mit Wodka-Energy verklebten Wände dieses Stückes Heidelberger Zeitgeschichte nicht sprechen können – man stelle sich nur die Geschichten vor. **(mod)**



Bild: php

Gar nicht mehr so lange open: Die Musikfabrik Nachtschicht in Bergheim schließt zum Jahresende

Ein saufender Spaßvogel

Schlosszwerg Perkeo ist bekannt für seine Liebe zum Wein. Heute findet der historische Schluckspecht sogar im Bundestagswahlkampf Beachtung



Bild: php

Die Perkeo-Figur thront vor dem gleichnamigen Gasthaus – und trinkt natürlich

Seine Kleinwüchsigkeit machte Perkeo mit übermäßigem Alkoholkonsum wett. Wie hätte sein Andenken besser gewürdigt werden können als durch das Trinklied von Joseph Victor von Scheffel: „Das war der Zwerg Perkeo im Heidelberger Schloß, an Wuchse klein und winzig, an Durste riesengroß."

Besonders dem Wein soll der kleine Mann zugetan gewesen sein: Die Legende besagt, dass er täglich bis zu 30 Liter davon getrunken haben soll. Kein Wunder also, dass ihn nicht nur Trinklieder besungen haben, sondern er erst durch den Alkohol seinen Namen bekam: Auf die Frage, ob er ein Glas Wein wolle, soll er stets mit dem italienischen „perché no?" (Warum nicht?) geantwortet haben. So wurde der als Clemens Pankert Geborene fortan mit dem Namen Perkeo gerufen. Entdeckt hatte ihn der Kurfürst Karl Philipp etwa 1720 im heutigen Südtirol. Dort war dieser ursprünglich als Knopfmacher tätig. Vom Kurfürsten zum „Ritter und Kammerherrn des Fasskönigs" ernannt, reiste Perkeo von Italien nach Heidelberg und diente fortan als Kuriosität und zur Unterhaltung der Hofleute.

Wegen seiner Späße und Lebensfreude soll dem Hofnarren sowohl von den Schlossbewohnern als auch von den Heidelberger Bürgern große Sympathie entgegengebracht worden sein. Zudem verwaltete er als Mundschenk die kleinen und großen Weinfässer im Schlosskeller – darunter auch das berühmte große Heidelberger Weinfass, das er in einem Zug ausgetrunken haben soll.

Mit nur 33 Jahren starb der Spaßvogel. Wider Erwartung aber nicht an seinem übermäßigen Alkoholkonsum, sondern an einem verseuchten Glas Wasser.

Perkeos Leben ist eng mit der Geschichte Heidelbergs und der hiesigen Weinkultur verbunden. Dem kleinen Mann setzte man schon zu Lebzeiten ein Denkmal, das er selbst entworfen und geschnitzt hatte. Dieses ist heute noch im Fassbau des Schlosses zu bewundern. Die daneben stehende Uhr trägt seinen Narrenhumor weiter und erschreckt ahnungslose Schlossbesucher.

Von der legendenumwobenen Gestalt zeugt heute noch ein Gemälde im Kurpfälzischen Museum. Besondere Aufmerksamkeit erregte der Spaßvogel zuletzt im Bundestagswahlkampf, als ein Direktkandidat ihn als Fürsprecher auf seine Wahlplakate druckte – immerhin stimmte die Farbe der Partei mit der seines Lieblingsgetränks überein. In seiner Heimat Salurn in Südtirol wird ihm noch heute im Zusammenhang mit dem Fastnachtsfest gedacht. **(led)**

Zwischen Himmel und Hölle

Der Wissenschaftspublizist Lars Jaeger beleuchtet Chancen und Gefahren naturwissenschaftlicher Forschung. Im Gespräch mahnt er zu Selbstreflexion, Ehrlichkeit und Diskurs

Der gebürtige Heidelberger Lars Jaeger studierte Physik und Philosophie in Bonn und Paris. Anschließend promovierte er auf dem Gebiet der theoretischen Physik und forschte als Postdoc am Max-Planck-Institut für Physik komplexer Systeme in Dresden.

Seit einigen Jahren ist er als Wissenschaftspublizist tätig und will mit seinen Büchern ein breites Publikum an naturwissenschaftliche Forschung heranführen. In zwei Monographien lieferte er bisher eine Universalgeschichte der Naturwissenschaften und setzte sich mit dem Verhältnis von Wissenschaft und spirituellen Traditionen auseinander.

In seinem aktuellen Buch „Supermacht Wissenschaft" liefert er einerseits eine Gegenwartsdiagnose wissenschaftlicher und technologischer Möglichkeiten. Andererseits fragt er nach den Schattenseiten der Forschung und ihren Auswirkungen auf das menschliche Zusammenleben.

Im Rahmen des internationalen Wissenschaftsfestivals „Geist Heidelberg" war er im Deutsch-Amerikanischen Institut zu Gast.

Bevor Sie als Autor versucht haben, naturwissenschaftliche Themen allgemeinverständlich zu behandeln, waren Sie selbst an „vorderster Front" in der Forschung aktiv. Was hat Sie dazu bewegt, aus der akademischen Wissenschaft in diese Vermittlerrolle zu wechseln?

Ein Grund war eine gewisse Enge, die ich in der Forschung gespürt habe. Ich habe zur theoretischen und mathematischen Physik gearbeitet und das waren ab einem gewissen Punkt Themen, die salopp gesagt, nur noch fünf bis sechs Menschen auf der Welt überhaupt interessierten. Ich glaube, das ist ein Phänomen, mit dem viele junge Wissenschaftler zu kämpfen haben. Beim Einstieg in die Wissenschaft ist man euphorisch und fühlt sich, als sei man der neue Einstein und irgendwann merkt man, dass man doch nur mit dem Postdoc nebenan konkurriert. Da hat sich die Euphorie natürlich etwas gelegt – nicht für die Wissenschaft als solches, aber für die eigene wissenschaftliche Forschung. Und natürlich spielte auch die Karriereplanung eine Rolle.

Sie sprechen in Ihrem neuesten Buch davon, dass wir an der „Schwelle zu einem epochalen Sprung der Menschheit im Ganzen stehen". Das ist eine radikale Zeitdiagnose. Wie kommen Sie zu dieser Einschätzung?

Die Wendung stammt nicht von mir, die hat Karl Jaspers geprägt. Er bezog sich damit auf die Periode, die er auch Achsenzeit genannt hat, also die Zeitspanne 800 bis 200 vor Christus, in der entscheidende Entwicklung stattgefunden haben, etwa die Entstehung der monotheistischen Religionen. Ich glaube, dass wir heute an einem ähnlich folgenreichen Punkt, oder besser, an einem Scheideweg stehen: Wir haben in den letzten 200 bis 300 Jahren durch Technologien die Natur verändert. Und jetzt fangen wir an, beziehungsweise sind schon dabei, den Menschen zu verändern. Das ist in meinen Augen ein epochaler Schritt.

> „Wir formen nicht mehr nur die Natur, sondern Menschen"

Apropos Menschen verändern: Zu diesem Stichwort passt, dass eine der in Ihrem Buch vorgestellten Schlüsseltechnologien unserer Zeit die Genschere CRISPR/Cas9 ist. Sie sprechen sogar vom wichtigsten medizinischen Durchbruch dieses Jahrhunderts. Warum?

CRISPR ist nur eine von verschiedenen Technologien, die den besagten epochalen Wandel einleiten; vielleicht aber die bedeutendste, spannendste und auf jeden Fall eine sehr schlagzeilenträchtige. Es geht im weitesten Sinne um Gentechnologie, die selbst gar nicht mehr so neu, sondern schon etwa 40 Jahre alt ist. Auch das Editieren, also Verändern, von Genen ist nichts Neues.

Was CRISPR so revolutionär macht, ist die neue Präzision und Einfachheit beim Editieren von Genen. Früher war das mit großem Aufwand verbunden und es gab nur wenige Labore, die technisch dazu in der Lage waren. Außerdem war es enorm ungenau. Ich benutze oft die Metapher, dass man früher mit einer Schrotflinte auf die DNA geschossen hat beim Versuch, sie zu editieren. Mit CRISPR steht uns dagegen heute ein Präzisionsgewehr zur Verfügung.

Außerdem kann es zu einem Massentool werden, man könnte sogar von einer Demokratisierung der Gentechnologie sprechen. In Zukunft werden nicht nur Hochpräzisionslaboratorien mit CRISPR arbeiten können, sondern auch Labore in Gymnasien.

Gleichzeitig haben wir es nicht nur bei CRISPR heute vermehrt mit Technologien zu tun, deren Ausmaße und Gefahren wir noch nicht abschätzen oder nicht kontrollieren können. Da schließt sich die elementare Frage an: Müssen wir alles machen, was technisch möglich ist?

Diese Frage hat schon Friedrich Dürrenmatt in seinem Drama „Die Physiker" von 1961 gestellt. Damals ging es um die Atomforschung und die Atombombe. Dürrenmatt hat damals etwas fatalistisch geantwortet, dass wir sowieso alles tun werden, was technisch möglich ist. Heute haben wir ein Dutzend solcher Technologien, die ähnlich prägend sein werden wie die Atomenergie.

Daher drängt sich diese Frage heute wieder auf und sie ist aktueller denn je. Ich glaube, dass sie in Zukunft auch verstärkt auf die politische Agenda kommen wird. Aber sind wir dafür wirklich vorbereitet? Ich bin da sehr skeptisch, wenn ich mir Politiker in Deutschland anschaue. Da ist eine Bundeskanzlerin, die immerhin Physikerin ist, und trotzdem erst nach der Explosion von Fukushima verstehen will, dass Atomenergie gefährlich ist, sobald nur die Kühlung ausfällt.



Foto: php

Lars Jaeger will naturwissenschaftliche Forschung stärker in das gesellschaftliche Bewusstsein rücken

Sie interessieren sich auch für die gesellschaftlichen Implikationen wissenschaftlicher Forschung und weisen in Ihrem Buch darauf hin, dass wir tagtäglich Technologien benutzen, deren Funktionsweise wir nicht einmal im Ansatz verstehen. Droht uns damit die Rückkehr in die „selbstverschuldete Unmündigkeit"?

So dramatisch sehe ich das nicht. Dass man Technologien benutzt, die man nicht versteht, ist seit über 150 Jahren so. Wer versteht schon bis ins kleinste Detail, wie eine Eisenbahn funktioniert? Ich fordere nicht von Jedem, dass er die Details der Quantenphysik versteht. Ich glaube eher, dass es um das große Bild geht: Was hat die Quantenphysik mit unserem Leben gemacht und was kann sie damit in der Zukunft theoretisch noch tun?

Sie hat bis heute nicht weniger als unser Weltbild revolutioniert. Die Philosophen haben lange gebraucht, das zu verstehen, die Theologen haben es immer noch nicht geschafft.

Sie haben in Ihrer Frage auf die Aufklärung angespielt. Aufklärung heißt nicht, dass wir alle Quantenphysiker werden. Aber es bedeutet, dass wir um die Chancen und Gefahren von Quantenphysik in Gegenwart und Zukunft wissen. Und zu dieser Aufklärung will ich beitragen.

Angenommen, wir sind uns über die Chancen und Gefahren von Wissenschaft grundsätzlich im Klaren. Reicht das, um noch Herr über unsere Zukunft zu sein, oder liegt die bereits in den Händen derer, die die Schlüsseltechnologien von morgen entwickeln?

Diese Frage müssen wir uns ganz aktuell stellen. Wer soll unsere Zukunft gestalten? Wollen wir die Verantwortung dafür einer kleinen Elite im Silicon Valley überlassen, oder setzen wir auf eine Weltöffentlichkeit, die Wert auf einen demokratischen Diskurs legt? Wir sind ja zum Glück nicht fremdgesteuert, sondern haben als Menschen durchaus Gestaltungsmacht, die es zu nutzen gilt.

Wir sollten uns in diesem Atemzug auch immer wieder die Frage stellen, ob wir uns auf dem Gebiet der Wissenschaft weiterhin der kapitalistischen Verwertungslogik unterwerfen wollen. Ich glaube, momentan tun wir das noch. Wissenschaft nach kapitalistischen Prinzipien orientiert sich nicht an der Frage nach sozialer Verträglichkeit, sondern interessiert sich in erster Linie für die technologische Umsetzbarkeit und den zu erzielenden Profit.

> „Die Wissenschaft unterwirft sich dem Kapitalismus"

Es sollte aber nicht nur darum gehen, was wir machen können, sondern was wir davon auch gesellschaftlich für vertretbar halten. Dafür braucht es dringend einen Diskurs.

Wie kann dieser Diskurs aussehen?

In erster Linie sollte er auf möglichst vielen Ebenen stattfinden und tut dies zum Teil auch schon. Schauen Sie sich die zahlreichen wissenschaftlichen Blogs an, zum Beispiel die SciLogs in Heidelberg. Man kann sich informieren, das Internet bietet da unglaubliche Möglichkeiten.

Aber auch Journalisten sind gefragt. Warum beschäftigt sich die Presse tagelang mit dem Weltwirtschaftsforum in Davos, aber es wird nirgends ernsthaft diskutiert, was auf Wissenschaftskongressen stattfindet? Ich würde gerne mal als Journalist auf die Google-Konferenz fahren und sehen, wie weit Google denn mit dem Quantencomputer ist.

Der Diskurs muss außerdem schon in den Schulen anfangen. Lehrer könnten noch viel stärker dafür sensibilisiert werden, auch aktuelle Fragen im Unterricht zu vermitteln. Ich appelliere mit meinem Buch besonders an die jüngere Generation, die aus der Schule kommt und ins Studium startet oder schon studiert. Diese Generation der 20- bis 30-Jährigen ist es, auf die es ankommen wird. Sie ist sehr viel globaler als alle Generationen vor ihr. Das schafft die besten Voraussetzungen dafür, wissenschaftliche und gesellschaftliche Diskurse über die eigenen nationalen Grenzen hinaus wahrzunehmen.

Sie haben sich in der Vergangenheit intensiv mit dem Zusammenhang von Wissenschaft und Spiritualität auseinandergesetzt und dieses Thema auch im neuen Buch wieder aufgegriffen. Worin besteht dieser Zusammenhang? Taugt Wissenschaft zur Religion?

Nein. Ich will den Spiritualitätsbegriff überhaupt nicht religiös verstanden wissen, auch nicht transzendent. Ich meine damit vielmehr eine innere Haltung, die man entwickeln sollte, und beziehe mich dabei auf den Philosophen Thomas Metzinger. Er hat den schönen Begriff der „intellektuellen Redlichkeit" geprägt. Es geht mir unter dem Stichwort der Spiritualität um Ehrlichkeit und Offenheit im Denken, um das Wissen-Wollen. Es ist ein Spiritualitätsbegriff, der eng mit der europäischen Aufklärung verknüpft ist: „Sapere aude!" Diese Geisteshaltung ist eine zentrale Voraussetzung für reflektierte wissenschaftliche Forschung. Ich plädiere deshalb dafür, dass man den Begriff der Spiritualität nicht allein den Angehörigen von Religionen überlässt.

Es gibt natürlich einen gewissen historischen Antagonismus zwischen Wissenschaft und großen spirituellen Denktraditionen in Europa, den wir bis heute nicht überwunden haben. Ich glaube aber, dass man durch eine weitere Begriffsfassung genau an dieser Bruchlinie Brücken schlagen kann und muss. Besonders für die öffentliche Diskussion über Chancen und Gefahren von Wissenschaft muss man ein gesamtgesellschaftliches Spektrum erreichen, und dazu zählen auch die Glaubensgemeinschaften.

Das Gespräch führte Tillmann Heise.



Lars Jaeger: Supermacht Wissenschaft. Unsere Zukunft zwischen Himmel und Hölle. Gütersloher Verlagshaus 2017, 22,99 Euro.

Die vergessene Minderheit

Die neue Forschungsstelle Antiziganismus in Heidelberg erforscht die Diskriminierung von Sinti und Roma



Foto: leh

Teil des Problems: Die Zigeunersauce hält sich hartnäckig im Supermarktregal

Läuft man durch Heidelberger Supermärkte, sieht man in den Regalen bisweilen Zigeunersauce stehen. Ist ja auch eigentlich nichts dabei und Sinti-und-Roma-Sauce würde schließlich seltsam klingen – oder? Mehr als 70 Jahre nach dem Völkermord an den Sinti und Roma ist Antiziganismus, also die Diskriminierung dieser Volksgruppen, immer noch Teil unseres Alltags. Am Historischen Seminar der Uni Heidelberg ist Ende Juli nun eine neue Forschungsstelle Antiziganismus gegründet worden. Dort soll das Phänomen erforscht und aufgearbeitet werden.

Diese Forschung ist bitter nötig. Denn immer noch fehlt vielen Menschen die Sensibilisierung für dieses Thema. „Wenn ich Vorträge halte, erlebe ich immer wieder, dass Personen überhaupt nicht wahrnehmen, dass es sowas gibt wie Antiziganismus“, erzählt Daniela Gress, wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Forschungsstelle.

Dabei ist die Diskriminierung von Sinti und Roma in Deutschland und anderen europäischen Ländern immer noch an der Tagesordnung. Zur Zigeunersoße in den Supermarktregalen gesellen sich das Zigeunerschnitzel und Wahlplakate mit Sprüchen wie „Geld für die Oma statt Sinti und Roma“. Doch diese Diskriminierung wird selten thematisiert. „Dass Sinti und Roma oder Personen, die als solche wahrgenommen werden, Diskriminierung erleiden, ist kaum bekannt“, erklärt Gress.

Die verspätete Aufarbeitung dieses Themas hänge vor allem damit zusammen, dass antiziganistische Strukturen nach dem nationalsozialistischen Völkermord an den Sinti und Roma in der Bundesrepublik weiter bestehen konnten. „Es ist eine sehr kleine Minderheit ohne Lobby“, erklärt Gress. So konnten die Diskriminierungsstrukturen weiterbestehen. „Wenige Täter wurden bestraft; gerade in Polizeibehörden, in denen sie maßgeblich saßen, konnten sehr viele ihre Karrieren fortsetzen“, erzählt Gress. „Man hat die Legende gesponnen, dass Sinti und Roma aufgrund ihrer Neigung zur Kriminalität verfolgt worden wären.“ Diese gesellschaftlichen Strukturen haben dazu geführt, dass auch der Völkermord erst 1982 offiziell anerkannt wurde. „Wenn das 30 Jahre zu spät kommt, hinkt auch alles hinterher, was darauf folgt“, erklärt die Historikerin das späte Entstehen der Forschungsstelle.

> Diskriminierung ist noch heute an der Tagesordnung

Finanziert wird die neue Abteilung am Historischen Seminar vom Wissenschaftsministerium Baden-Württemberg. Denn das Land hatte 2013 mit dem Landesverband deutscher Sinti und Roma einen Staatsvertrag zur Minderheitenförderung geschlossen, in dem sich beide Parteien zum Aufbau einer solchen Forschungsstelle verpflichtet haben.

Dort wollen die Historiker neben der historischen Aufarbeitung des Themas auch interdisziplinär arbeiten. „Wir werden auch mit Soziologen zusammenarbeiten, mit Medien- und Literaturwissenschaftlern, weil Antiziganismus nicht nur ein Phänomen ist, das historisch untersucht werden muss“, sagt Gress. In den kommenden Semestern soll es darüber hinaus auch Lehrveranstaltungen geben.

Daniela Gress selbst ist in ihrem Studium im Rahmen einer Lehrveranstaltung auf das Thema aufmerksam geworden. „Innerhalb eines Seminars habe ich gemerkt, wie wenig dazu bisher geforscht wurde“, erzählt sie. Auch deshalb hält sie es für wichtig, dass die Forschungsstelle regelmäßig Lehrveranstaltungen anbieten wird. Nur so ließe sich wissenschaftlicher Nachwuchs generieren. „Und es sitzen auch immer Lehramtsstudierende dabei, die als Multiplikatoren wirken können“, meint Gress.

Sensibilisierte Lehrkräfte und junge Forschende können dafür sorgen, dass die Gesellschaft ihre anitziganistischen Verhaltensweisen reflektiert und verändert. Und vielleicht verschwindet dann in ein paar Jahren auch die Zigeunersauce aus den Supermarktregalen. **(leh)**

Genetik im Dialog

Fachschaft MoBi richtet Symposium zu CRISPR aus


Bild: nni

Ob Haustier oder Baby: CRISPR ist vielfältig

2014 löste CRISPR/Cas9 einen handfesten Medienhype aus. Immerhin handelt es sich um eine Technologie, die es dem Menschen ermöglicht, gezielt in den genetischen Code einzugreifen.

Obwohl sie immer noch umstritten sind, haben sich die CRISPR/Cas-Systeme im Laboralltag etabliert. Sogar in die universitäre Lehre hat die Methode Einzug gehalten. Allerdings wird sie oft sowohl von Lehrenden als auch von den Medien einseitig präsentiert. „Man kennt es, dass CRISPR von den Medien entweder unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten als sehr gut, oder in ethischer Hinsicht als sehr schlecht präsentiert wird“, erzählt Dirk Fichtner, der Molekulare Biotechnologie an der Uni Heidelberg studiert. „Es ist wichtig, dass nicht nur Menschen aus der Wissenschaft, sondern auch aus anderen Fächern sich eine Meinung bilden können.“ Deshalb hat er zusammen mit anderen Studierenden das Symposium „CRISPR/Cas9. Brave new genome editing“ organisiert, bei dem Anfang November Naturwissenschaftler mit Vertretern anderer Fächer diskutierten.

Die Methode CRISPR/Cas9 ermöglicht es, gezielt bestimmte Sequenzen der DNA zu verändern und könnte somit der Türöffner in die Forschung des 21. Jahrhunderts sein. Allerdings ist die Gesetzgebung diesen Möglichkeiten noch nicht gewachsen. Im fast 30 Jahre alten deutschen Gentechnikgesetz sind selbst die genetisch veränderten Organismen (GVO) unklar definiert. Da es sich bei CRISPR um ein natürliches System handelt, das „nur“ einen Doppelstrangbruch in die DNA einführt, gelten die behandelten Organismen per definitionem nicht als GVO. Laut Jens Kahrmann aus dem Bundesamt für Verbraucherschutz und Lebensmittelsicherheit könnte sich das in der nächsten Zeit durch den neuen Bundestag ändern. Ob eine Gleichstellung der durch CRISPR veränderten Lebewesen mit GVOs sinnvoll ist, bezweifelt der Jurist. Schließlich ist diese Methode deutlich harmloser als die Bombardierung von Saatgut mit Gamma-Strahlung zur Erzeugung neuer Mutationen. Solche Techniken gelten weiterhin als Züchtung und fallen nicht unter das Gentechnikgesetz.

Von einer weltweiten Regulierung kann man zum aktuellen Zeitpunkt ebenfalls nicht sprechen. Auch das von der CRISPR-Entwicklerin Jennifer Doudna ausgerufene Moratorium zum Verzicht auf die Anwendung der Technik bei menschlichen Embryonen hat kaum ein Jahr gehalten.

Wie erwartet, hat die neue gentechnische Methode alte moralisch-ethische Fragen wieder zur Diskussion gestellt. Darf der Mensch sich in das Werk der Natur einmischen, und wenn ja, wie weit darf er dabei gehen? Die Diskussionen gehen weiter, während außerhalb der EU bereits 20 klinische Studien an menschlichen Embryonen laufen.

Axel Bauer, Mitglied des Deutschen Ethikrates, mahnt zur Besonnenheit: „Wenn der eine sagt ‚biege links ab‘ und der andere sagt ‚biege rechts ab‘, dann ist der Kompromiss ‚fahr geradeaus‘ sehr wahrscheinlich nicht zielführend.“ **(bob)**

Glücksfall Kohlenstoff

Heidelberger Forscher präsentieren neue Ergebnisse zur Entstehung von Planeten. Es könnte reiner Zufall sein, dass Leben auf der Erde möglich ist

Anfang dieses Jahres wurde in einer Entfernung von 40 Lichtjahren ein System von sieben Exoplaneten gefunden – Himmelskörper, die nach Größe oder Zusammensetzung unserer Erde ähneln könnten. Was treibt Wissenschaftler dazu an, immer weiter im Weltall nach neuen Gesteinsstücken zu suchen? Etwa die Vision, weitere bewohnte Planeten oder ein neues Zuhause für die Menschheit zu finden? Laut den Heidelberger Forschern Hans-Peter Gail vom Zentrum für Astronomie und Mario Trieloff vom Klaus-Tschira-Labor für Kosmochemie geht es zu allererst um Erkenntnisgewinn.

„Durch undifferenzierte Gesteine hat man überhaupt erst einen Maßstab dafür erhalten, wie die Erde sich entwickelt hat. Ohne Meteorite würden wir zum Beispiel weder das Alter der Erde noch ihren Stoffbestand oder ihren Ursprung kennen“, erzählt Trieloff.

Die beiden Wissenschaftler erforschen seit einigen Jahren Gesteine und planetare Bildungsprozesse. Laut ihrer neuen Studie kann die Entstehung der Erde nicht so abgelaufen sein, wie bisher gedacht.

Den ersten Hinweis bot der im Vergleich zu anderen Himmelskörpern überraschend geringe Anteil an Kohlenstoff in der Erde. „Die äußeren Körper des Sonnensystems und die Kometen haben genau den erwartet hohen Prozentsatz an Kohlenstoff“, erläutert Gail. „Hier im inneren Teil des Planetensystems ist jedoch fast nichts davon zu finden. Die Erde hat im Vergleich zu ihrer Gesamtmasse einen Kohlenstoffanteil im Promillebereich. Wenn es nach den kosmischen Verhältnissen ginge, müsste es circa 100 mal mehr sein.“

Die Wissenschaftler gehen davon aus, dass der Verlust an Kohlenstoff durch kurzfristige Aufheizprozesse bedingt wurde. Einen Beleg dafür sehen sie in Chondren – glasartigen Strukturen, die in Meteoriten gefunden werden können. „Man sieht dem Material an, wie schnell die Temperatur gestiegen und wieder gesunken ist“, erklärt Trieloff. Unbekannt bleibt jedoch die Ursache der Aufheizprozesse. Die dafür notwendige Energie stammt eventuell von Blitzen in der protoplanetaren Scheibe.

Interessanterweise scheint die geringe Menge an Kohlenstoff Leben auf der Erde überhaupt erst ermöglicht zu haben. Obwohl Kohlenstoff das Grundgerüst aller Organismen bildet, würde ein Überschuss den CO2-Anteil in der Atmosphäre drastisch erhöhen und dadurch einen starken Temperaturanstieg hervorrufen. „Ab einem gewissen Punkt hätte man einen irreversiblen Treibhauseffekt“, so Trieloff. „Vielleicht war es schlicht Glück, dass wir genau die richtige Menge CO2 haben, die unser Klima stabilisiert.“ **(bob, nni)**

ANZEIGE

AWI Lab

UNIVERSITÄT HEIDELBERG ZUKUNFT SEIT 1386

Vorbeikommen. Geld verdienen.

30-90 Minuten + ca. 10-15€ pro Stunde + Forschung erleben

Nehmen Sie teil an Entscheidungsexperimenten!

Wer?
Jeder kann teilnehmen.
Kein Vorwissen notwendig.

Wo?
AWI Lab, Campus Bergheim
Bergheimer Straße 58

Mehr Informationen und Registrierung unter:
http://lab.awi.uni-heidelberg.de

Alfred-Weber-Institut für Wirtschaftswissenschaften

Eine enttäuschende Vorstellung

Die Heidelberger Theatertage feiern zwanzigjähriges Jubiläum: Eine Gratwanderung zwischen freiem und dilettantischem Theater

Von Matthias Luxenburger

Alle Jahre wieder erwarten bei den Heidelberger Theatertagen kleine Schauspielgruppen auf dunklen Bühnen ihre Zuschauerschaft – inzwischen zum zwanzigsten Mal. Im Rahmen des Festivals kamen vom 26. Oktober bis zum 5. November zehn freie Theaterensembles aus Deutschland, Österreich und der Schweiz zusammen, um um den Heidelberger Theaterpreis zu wetteifern. Ihre Stücke präsentierten sie im Karlstorbahnhof und im Theater im Romanischen Keller. Das Angebot erstreckte sich von klassischen Sprechtheaterproduktionen über moderne Dramatik und Literaturadaptionen bis hin zu neuen, ungewöhnlichen Theaterformen.

Das Selbstverständnis der Theatertage ist dabei offensichtlich. Man möchte eine Alternative zum alteingesessenen Heidelberger Theater sein, fehlendes Budget durch Kreativität und ungewöhnliche Ideen ausgleichen. Die Stücke werden als ideenreich und innovativ beworben. Immer wieder ist von neuen Impulsen die Rede, die für das freie Schauspiel gegeben werden sollen. Getreu diesem Selbstverständnis fanden die Aufführungen im kleinen Kreis statt. Nichtsdestotrotz war die Zuschauertribüne voll besetzt und sogar durch einige Stühle ergänzt, um allen Theatergästen Platz zu bieten. Geschmälert wurde dieser Eindruck jedoch durch die Erkenntnis, dass die Jury die Hälfte des Publikums bildete.

Einen Höhepunkt des Festivals sollte das Stück „Ich werde nicht hassen“ bilden, eine Monologfassung des gleichnamigen Buches von Izzeldin Abuelaish. In dem Buch rekonstruiert der palästinensische Gynäkologe seine Lebensgeschichte und berichtet von seinem Alltag in Gaza, seinem Familienleben, der Arbeit in Israel und dem gewaltsamen Tod seiner Töchter. Das Stück wird von Mohammad-Ali Behboudi vorgetragen, den der ein oder andere aus kleineren Fernsehproduktionen kennen mag.

Die schauspielerische Leistung weiß aber trotz Behboudis Erfahrung nicht zu überzeugen. Seine Mimik bleibt während des gesamten Stückes erschreckend ausdruckslos und lediglich seine von Zeit zu Zeit anschwellende Stimme setzt den Zuschauer über Veränderungen in der Gefühlswelt seines Charakters in Kenntnis. So scheitert dieser doch etwas blasse und blutleere Abuelaish weitestgehend daran, einen wirklich bleibenden Eindruck beim Zuschauer zu hinterlassen. Daran ändert auch die oftmals geäußerte Forderung nach Verständigung zwischen Palästina und Israel und Abuelaishs eigene Verweigerung des Hasses nichts.

„Ich werde nicht hassen“ ist sehr reduziert inszeniert. Ein weißes Tuch, das hin und wieder als Symbol für Abuelaishs Haus herhalten muss, sowie eine Tafel, auf der nach und nach eine Karte der ständig wechselnden Handlungsorte entsteht, bilden die einzigen Requisiten. Diese wenigen Requisiten wirken allerdings gerade wegen der gewollt puristischen Inszenierung bei ihrem Einsatz überflüssig. So bleibt am Ende ein Stück, das sich viel zu sehr auf seiner politischen Botschaft ausruht. Die ständig wiederholte Forderung nach Verständigung statt Hass zwischen Israel und Palästina ist dabei sicher richtig und löblich. Damit „Ich werde nicht hassen“ aber jenseits dieser Botschaft auch als Theaterstück und Buchadaption überzeugt, hätte es eines Darstellers, der das Stück alleine über die 90 Minuten seiner Laufzeit tragen kann, sowie einer kreativeren Inszenierung bedurft.



Dr. Abuelaish in den Trümmern seines Hauses (links) und ein Versuch, der modernen Liebe Ausdruck zu verleihen (rechts)

Foto: TiKK

Deutlich weniger politische, dafür allerdings amüsantere Unterhaltung verhieß das Stück „living happily ever after“. Im diesem versucht sich das Schauspielerduo der KimchiBrot Connection an einer Aufarbeitung der verschiedenen Beziehungsmodelle, die unsere moderne Gesellschaft hervorgebracht hat. Das Ergebnis ist ein Potpourri verschiedenster Einfälle und Ideen. Ständig wird zwischen Musik- und Tanzeinlagen, Filmzitaten und Ausschnitten aus persönlichen Interviews hin und her gewechselt. Das Schauspiel der beiden Darsteller ist dabei von ausladendem Körpereinsatz geprägt.

Allerdings verliert sich das Stück zu sehr in inkonsequent umgesetzten, popkulturellen Referenzen und Anspielungen. Eine wirklich kohärente Aussage oder Botschaft lässt sich nicht ausmachen. So birgt diese Darbietung für den Zuschauer leider außer ein paar Lachern keinen nennenswerten Gewinn.

Den ersten Preis der Fach- sowie der Studierenden-Jury konnte am Ende des Festivals das Freiburger Cargo-Theater mit seinem Stück „festgefeiert“ erringen. Dieses nimmt sich auf Grundlage von Sasa Stanisics Roman „Wie der Soldat das Grammofon repariert“ der Frage an, wie Kriege entstehen und trotzdem inmitten von Trümmern weiter Feste gefeiert werden. Den Publikumspreis gewann „Ich werde nicht hassen“.

Am Ende hinterlassen die Heidelberger Theatertage allerdings ein eher ernüchterndes Gefühl. Die groß angekündigten neuen Impulse für die freie Theaterlandschaft sucht man vergeblich. So wird zwar durchaus eine Alternative zum Heidelberger Theater geboten. Als wirklich ernstzunehmend kann diese aber nicht bezeichnet werden. Wie sich dieses Festival über zwanzig Jahre derartig etablieren konnte, bleibt ein Rätsel.

Duell der Giganten

In „Goethes Faust und Einsteins Haken“ lassen zwei studentische Autoren die Geistes- und die Naturwissenschaften gegeneinander antreten

Es war sicher nicht der ruhmreichste Moment für die Wissenschaft, als der niederländische Forscher Martinus van Marum im Jahr 1799 auf die Idee kam, Pflanzen unter Strom zu setzen. Mit der Mimose hatte sich van Marum zudem eine besonders empfindliche Spezies ausgesucht. Was würde bloß passieren, wenn man sie an einen Stromkreislauf anschließt? Das Ergebnis fiel ernüchternd aus: Die Pflanze klappte einfach ihre Blätter ein – wie langweilig, denn das tut sie bekanntlich auch ohne Strom. Doch Strom war gerade der heißeste Scheiß und man probierte eben alles aus, was man ausprobieren konnte.

Was kann man daraus lernen? Zum Beispiel, dass eine vermeintlich pfiffige Idee noch lange nicht zu einem brauchbaren Ergebnis führt. Eine solche Idee hatten auch Annika Brockschmidt und Dennis Schulz. In ihrem Buch „Goethes Faust und Einsteins Haken“ lassen die beiden Heidelberger Studenten die Geistes- und Naturwissenschaften gegeneinander antreten. Das bietet Zündstoff, schließlich haben beide Disziplinen angeblich wenig gemein und ihre liebe Mühe und Not damit, sich gegenseitig zu akzeptieren.

Mit Brockschmidt als Geschichts- und Germanistikstudentin und Physikdoktorand Schulz schreiben hier zwei Autoren, die den Wissenschaftsbetrieb gut kennen und auch über den Tellerrand ihrer Fächer blicken. In zehn Runden argumentieren sie jeweils im Wechsel für ihre Disziplin, in jeder Runde zu einem neuen Thema. So werden etwa die schillerndsten Gestalten, krassesten Irrlehren oder größten Übeltäter gesucht. Das ist vor allem deshalb überzeugend, weil dem Leser dabei immer wieder unterhaltsame und überraschende Anekdoten geliefert werden.

Zwar ist nicht alles so ulkig wie van Marums niedliche Stromexperimente, aber die Mischung kann sich durchaus sehen lassen. Sie wird zudem in einer angenehm lockeren Sprache dargeboten, die dem Wissenschaftsbetrieb üblicherweise fremd ist, geschmückt mit meist amüsanten popkulturellen Referenzen. Das klingt nach einem lesenswerten Buch und genau das wäre „Goethes Faust und Einsteins Haken“ auch, wenn man die Anekdoten nicht in das sprachliche Bild des Boxkampfes gesteckt hätte.

Brockschmidt und Schulz sollen nun also die Boxtrainer sein, die Wissenschaftler sind ihre Boxer, der Leser der Ringrichter. Das funktioniert schon deshalb nicht, weil die großen Universalgelehrten der Wissenschaftsgeschichte nicht einem der Lager zugeordnet werden können. So beginnt ein Ringen darum, wer hier eigentlich mit wem argumentieren darf.

Und der Leser wird in seiner Rolle als Ringrichter vor das Problem gestellt, in jeder Runde zwischen Äpfeln und Birnen entscheiden zu müssen. Auch die Sprache leidet unter dem Vergleich. Mit unermüdlicher Konsequenz hämmern die Autoren dem Leser Metapher um Metapher ins Hirn. Das wirkt spätestens am Ende der Einleitung ermüdend. Dass die Autoren, bevor sie inhaltlich zur Sache kommen, diesen Firlefanz zudem in jedem Kapitel wiederholen, macht es nicht besser. Als würden echte Boxer vor jeder Runde einen kleinen Debattierclub abhalten, bei dem sie ihrem Gegenüber erklären, warum sie jetzt ganz besonders fest zuschlagen werden.

Am Ende des Buches nimmt der Leser neben mehr oder weniger nützlichem Wissen vor allem die Erkenntnis mit, dass Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft doch gar nicht so verschieden sind und vielmehr miteinander kuscheln, als gegeneinander boxen sollten. Auf die Frage, wer nach diesem Buch nun gewonnen hat, gibt es daher nur eine Antwort: die Wissenschaft, ganz egal welche. **(jkl)**



Annika Brockschmidt, Dennis Schulz: Goethes Faust & Einsteins Haken. Der Kampf der Wissenschaften, Rowohlt Verlag, 9,99 Euro.

Liaison gegen die Angst

„Kingdoms“ beim Internationalen Filmfestival

Marihuana und Alkohol auf dem Campus, Sex in quietschenden Betten und Zukunftssorgen: Der Film „Kingdoms“ des chilenischen Drehbuchautors Pelayo Lira entführt beim Internationalen Filmfestival Mannheim-Heidelberg in das chilenische Studentenleben. Den Studienanfänger Alejandro und die Doktorandin Sofia plagen Zukunftsängste. Ihre Sorgen, mit einem geisteswissenschaftlichen Studienabschluss an der Supermarktkasse zu enden, verdrängen die beiden – und beginnen eine leidenschaftliche Romanze. Selbst in Zeiten, in denen Filme wie „50 Shades of Grey“ Sex auf der Kinoleinwand massentauglich gemacht haben, sind die vielen Sexszenen in ihrer Häufigkeit und Ausführlichkeit doch ungewöhnlich.

Nicht nur die vielen intimen Szenen, sondern auch die langatmigen Dialoge zwischen den Studenten – die sehr hölzern wirken – sorgen dafür, dass drei Viertel des Films monoton dahinplätschern. Die Stärke des Films liegt tatsächlich im Schlussteil, in dem zwischen den verschwitzten Bettlaken nun doch das Innenleben der Charaktere und ihre Sorgen thematisiert werden. Doch leider holt Liras Geschichte auch in den letzten Minuten nicht mehr auf. Der Streifen arbeitet mit reduzierten Effekten, wodurch das Geschehen für den Zuschauer unmittelbar und realitätsnah wird. Trotz der einfachen Handlung überzeugt die schauspielerische Leistung.

„Kingdoms“ zeigt: Das studentische Leben in Chile unterscheidet sich nur unwesentlich von dem in Heidelberg. Auch auf den südamerikanischen Campus gibt es die gleichen Zukunftsängste, denselben Stress und dieselbe Orientierungslosigkeit. Der Film stellt trotzdem weniger das chilenische Studentenleben dar, er ist schlichtweg ein südamerikanischer Porno. **(dhe)**

ANZEIGE



Sprechen über den Tod

... mit Sara Doll, Präparationstechnische Assistentin der Universität Heidelberg

Das Präparieren von sogenannten Körperspendern, den für Forschungs- und Lehrzwecke gespendeten Leichnamen, ist für viele Menschen eine faszinierende, aber auch befremdliche Arbeit. Wie kamen Sie zu dem Beruf der präparationstechnischen Assistentin?

Der Bau des menschlichen Körpers fasziniert mich schon seit der Schulzeit. Im Biologieunterricht Rinderlungen aufblasen, Schweineherzen oder Rinderaugen auseinanderschneiden – was einige Mitschüler nicht mochten, habe ich sehr gerne gemacht. Präparationstechnische Assistentin für den Fachbereich Medizin wurde ich allerdings eher durch Zufall.



Foto: privat

Wie sieht Ihr Arbeitsalltag aus?

In meinem Alltag gibt es das Wintersemester mit dem Präpkurs für Studierende und dessen vielfältigen Vorbereitungen – und das restliche Jahr. In der Zeit nach dem Kurs kümmere ich um die Anatomische Sammlung, worüber auch ein Buch mit mir als Co-Autorin im Springer Verlag erschienen ist.

Hat Ihre Arbeit Ihre Sicht auf den Tod verändert?

Definitiv. Ich lebe jeden Tag so intensiv wie möglich und versuche, mich über so wenig wie möglich zu ärgern. Das gelingt natürlich manchmal gut, manchmal weniger gut ...

Gunther von Hagens „Körperwelten“ ist nun nach Heidelberg zurückgekehrt. Was halten Sie von dieser teils umstrittenen Ausstellung?

Die verwendete Technik finde ich gut, aber die reißerischen Posen überflüssig. Man muss sich fragen: Warum würde sich jemand freiwillig dafür spenden? Ist es der Wunsch, noch über den Tod hinaus selbstbestimmt sagen zu wollen, was mit mir geschieht? Ist es Eitelkeit? Vor allen Dingen wundert mich die Menge der vorhandenen Körperspender und ich frage mich, ob die Spender wissen, dass sie auch an andere Lehrinstitute verkauft werden können. Mich beruhigt der Gedanke, dass das System Körperspende und Anatomie heutzutage darauf aufbaut, dass die Verstorbenen am Kursende bestattet werden und eine Trauerfeier stattfindet. Die Feier findet für alle eingeladenen Anverwandten statt und wird durch die jeweiligen Studierenden mehr als professionell durchgeführt.

Würden Sie Ihren Körper einmal der Wissenschaft zur Verfügung stellen?

Eine Frage, die ich oft gestellt bekomme. Meine Antwort: Nein! Viele Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen kennen sich untereinander und würden ungerne jemanden „bearbeiten“, den sie kennen. Außerdem hätte ich ehrlich gesagt Bedenken, dass ich auf einem Tisch lande, an dem die Studierenden nicht so gut präparieren können. Und da habe ich einen echt hohen Anspruch.

Das Gespräch führte Esther Megbel.

Musealer Totenkult

Tote Menschen und fliegende Schweine: Für Gunther von Hagens' Körperwelten-Ausstellung wird das Alte Hallenbad zum Leichenschauhaus

In Amsterdam, Berlin und San José gibt es die Körperwelten bereits, jetzt hat die anatomische Ausstellung auch in Heidelberg ihren festen Platz gefunden. Und das, obwohl Gunther von Hagens mit seinem Plastinations-Labor schon lange in Heidelberg präsent ist.

Seit Ende September zeigt von Hagens seine weltweit bekannten konservierten Körper im Alten Hallenbad, die Ausstellung „Anatomie des Glücks“ wird von seiner Frau Angelina Whalley kuratiert. Obwohl so weit verbreitet, sind die Körperwelten in den Medien jedoch stark umstritten. Immer noch stellt sich die Frage, ob es in Ordnung ist, tote Körper auszustellen.

Die Reaktionen der Besucher sind unterschiedlich. Einige betreten die Räumlichkeiten zielstrebig, neugierig und wissenshungrig, andere müssen zunächst tief durchatmen, bevor sie den ersten Schritt in Richtung der Exponate machen.

Woran liegt das? Mit der Anatomie des Menschen kommt man in der Regel nur über Skelette und Biobücher in Berührung. Das ist aber etwas anderes, als eine echte Raucherlunge oder eine Alkohol-Leber vor sich zu haben. Die Einflüsse von gesundheitsschädigenden Substanzen sind den meisten nicht erst seit den abschreckenden Bildern auf Zigarettenschachteln bekannt.

Allerdings zeigt die Ausstellung auch Präparate, die man zunächst nicht erwartet hätte und die versuchen, das Thema Glück auf den menschlichen Körper zu beziehen. Was allerdings eine plastinierte Bogenschützin genau mit Glück zu tun hat, bleibt unklar. Lediglich ein fliegendes Schwein, das von der Decke hängt, referiert auf ein symbolhaftes Glücksverständnis. Doch selbst das ist ein konstruierter Bezug, weil die angebrachten Flügelchen die Installation ins Lächerliche ziehen.

Zudem sind an manchen Stationen Screens und Tablets aufgestellt, auf denen Videos abgespielt werden. Statt interessante Hintergrundinformationen zu liefern, präsentieren sie jedoch lediglich Firlefanz und ersetzen den Audioguide nicht. Interaktive Spiele und Umfragen braucht es dabei gar nicht. Wer sich intensiver mit den Exponaten befassen will, sollte sich lieber einen Audioguide zulegen, anstatt sich den virtuellen Reizen hinzugeben.

In der Ausstellung gibt es einige erschreckende Stationen, die wirklich nichts für schwache Nerven sind. In Flüssigkeit konservierte Embryos werden in ihren verschiedenen Entwicklungsstadien in Glaskästen ausgestellt. Bereits das ruft starke Emotionen hervor, obwohl im nächsten Raum eine im Querschnitt ausgestellte schwangere Frau auf den Besucher wartet. Wie kommt man an die Embryonen, fragt sich der Besucher. Und ist das mit der Menschenwürde vereinbar? Denn Tatsache ist, dass alle gezeigten Körper, Organe und Nerven in der Vergangenheit Leben in sich trugen. Mithilfe der Konservierungstechnik, die von Hagens entwickelt hat, wird den toten Körpern ihre natürliche Zellflüssigkeit entnommen und durch reaktive Kunststoffe ausgetauscht.

Was wollen von Hagens und Whalley mit der Ausstellung erreichen? In erster Linie eine präventive Gesundheitsförderung, da den Besuchern durch die konservierten Körper das Ausmaß von ungesunder Ernährung, Rauchen und Alkohol aufgezeigt werden soll. Außerdem ermöglichen die Körperwelten das Studium an echten Modellen. So kann man sich Wissen über die Prozesse innerhalb des Körpers aneignen.

Die Besucher der Körperwelten müssen sich aber mit der Frage auseinandersetzen, ob sie mit dem präsentierten Menschenbild übereinstimmen. Ist es legitim, Leichen zu konservieren und wie Kunstwerke auszustellen? Jeder sollte sich überlegen, ob er mit dem Eintrittspreis von Hagens Zurschaustellung unterstützen will. **(spe)**



Foto: Gunther von Hagens' Körperwelten, Institut für Plastination, Heidelberg, www.koerperwelten.de

Tote Menschen plastiniert: In den Ausstellungsräumen finden die Besucher fragwürdige Exponate

Virtuelles Kräftemessen

E-Sport: Ist professionelles Gaming eine Sportart?

Pro

Junge Menschen sitzen in zwei Teams an Computern inmitten einer ausverkauften Arena mit großen Leinwänden und verprügeln sich wahlweise mit Fantasy-Figuren oder machen in einem Ego-Shooter Jagd aufeinander. Ist das Sport? Ja, natürlich. E-Sport ist ein Denksport wie Schach oder sein chinesisches Pendant Go – einschließlich Spielern, die davon leben können. Nur haben professionelle Zocker leider bisher keine Jahrhunderte Zeit gehabt, um akzeptiert zu werden. Unterschätzen sollte man die ausgeklügelten Strategien und Absprachen in Teamspielen wie League of Legends (LoL) oder Counter-Strike aber auf keinen Fall, und so mancher Hearthstone-Kartenspieler war zuvor selbst erfolgreich im Schach unterwegs.

Im Vergleich zum Figurenschubsen auf Holzbrettern erfordert E-Sport darüber hinaus meist eine Menge an Reaktionsvermögen, Augen-Hand-Koordination und Feinmotorik. Wer schon mal so ein Spiel ausprobiert hat, wird bestätigen, dass exzessives Tastendrücken in LoL oder FIFA ohne Training bedenklich Richtung Sehnenscheidenentzündung gehen kann. Damit steht E-Sport in puncto Geschicklichkeit anerkannten Sportarten wie Darts in nichts nach.

Vor allem aber: Sport ist es auch dann, wenn ein Wettkampf Spieler wie Zuschauer zu packen vermag. Und das tut E-Sport schon heute mehr als viele anerkannte Sportarten. Selbst Leichtathleten sind es gewohnt, internationale Wettkämpfe vor leeren Rängen zu bestreiten. Die größten E-Sport-Events füllen dagegen konstant große Arenen. Auch bei Live-Übertragungen bewegen sich große Turniere mit mehreren hunderttausend Zuschauern in den Dimensionen herkömmlicher TV-Einschaltquoten. Mitreißender als ein WM-Kampf zwischen zwei Schachgroßmeistern, in dem stundenlang einfach gar nichts passiert, ist das allemal.

Von Simon Koenigsdorff



Illustration: acm

Contra

Der Brockhaus belegt recht eindeutig, dass es sich bei Sport um diejenigen Formen menschlicher Betätigung handelt, „die der körperlichen und geistigen Beweglichkeit dienen, besonders auf dem Gebiet der Leibesübungen“. Das stunden- und tagelange Einigeln vor dem Bildschirm, zwischen Vier-Käse-Pizza und Billig-Energy, geht also schon per definitionem nicht als Sport durch. Es sei denn, man beschränkt das Gebiet der Leibesübungen auf die Betätigung des Zeigefingers oder den erschreckend unvirtuellen Gang zur Toilette.

Und auch die gebetsmühlenartig von Verfechtern digitaler Zeitverschwendung vorgebrachte Beteuerung, die vom Computersüchtigen abverlangten Fähigkeiten wie Augen-Hand-Koordination, Reaktionsgeschwindigkeit und Durchhaltevermögen würden das stumpfe Abschlachten bunter Pixelhaufen im Handumdrehen zum athletischen Kräftemessen adeln, entpuppt sich als faustdicker Mumpitz. Wenn ich dank meiner hervorragenden Augen-Hand-Koordination in formvollendeter Manier ein Jägerschnitzel mit Messer und Gabel zerteile, die zu Boden fallende Krokette in atemberaubender Reaktionsgeschwindigkeit blitzschnell mit der linken Hand abfange und dabei noch eine Dreiviertelstunde gepflegte Konversation mit den Schwiegereltern durchhalte, macht mich das schließlich auch nicht zum Sportler.

Meinethalben mag ein Jeder dem schrankenlosen Realitätsverlust frönen und in der Kapitulation vor der fiesen Wirklichkeit sein Sozialleben deinstallieren. Allerdings sollte man den Versuch, den sogenannten E-Sport in die Tradition antiker Festspiele in Olympia einzuschreiben, als das entlarven, was er ist: die späte Rache ungelenkiger Nerds, die im Sportunterricht immer als Letzte gewählt wurden.

Von tillmann Heise

Viel Lärm um Taiwan

In der taiwanesischen Hauptstadt Taipei stürmen Studenten ein Musikfestival der Talentshow „Sing China!“ – und entfachen eine Staatskrise um die Unabhängigkeit Taiwans von China

Gegen Morgen des 24. September findet auf dem Campus der Nationaluniversität Taiwan (NTU) ein Open-Air-Konzert des Talentwettbewerbs „Sing China!“ statt – produziert von einem staatlichen Rundfunksender aus der Volksrepublik China. Wie bei „Deutschland sucht den Superstar“ stellen die Kandidaten bei „Sing China!“ vor einer Jury ihr musikalisches Können unter Beweis.

Aber nicht alle Konzertbesucher sind wegen der Musik gekommen: Kurz nach Beginn der Veranstaltung übertönen etwa hundert Studierende die Popmusik mit Sprechchören und Trillerpfeifen. „Ein unabhängiges Land gründen“, „Freies Taiwan“ und „Selbstbestimmung für die, die hier leben“ ist auf Transparenten zu lesen. Die Studenten durchbrechen die Sicherheitssperre und stürmen die Bühne. Gegen vier Uhr beendet die Universitätsverwaltung aus Sicherheitsbedenken das Konzert. Kurz darauf stößt ein Anhänger der pro-chinesischen Wiedervereinigungspartei mit einem protestierenden Studenten zusammen. Ein Youtube-Video zeigt, wie das einundsechzigjährige Parteimitglied dem Studenten mit einem Schlagstock ins Gesicht prügelt.

Die Protest-Teilnehmerin Guo Renting sagt im Anschluss zu Journalisten: „China benutzt solche fadenscheinigen Freizeitveranstaltungen, um einen Krieg für die Vereinigung Taiwans mit dem chinesischen Festland zu führen. Wir sind nicht China. Dieser Vereinigungskrieg ist eine Invasion.“

Die Studenten kritisieren, dass die Universität auf Veranstaltungsplakaten als „Taiwan City Taiwan University“ bezeichnet wird – eigentlich heißt sie „Nationaluniversität Taiwan“. Die Umbenennung sehen die Protestierenden als einen Angriff auf Taiwans Unabhängigkeit. Die Auslassung des Namensbestandteils „National“ degradiere Taiwan zu einer Provinz der Volksrepublik China. Zudem erinnert das Logo von „Sing China!“ stark an die Nationalflagge der Volksrepublik. Hier reckt eine Faust eine Fackel empor, dessen stilisierte Flamme aus fünf Sternchen besteht – ähnlich der Nationalflagge Chinas.

> „China führt einen Krieg um die Vereinigung mit Taiwan“

Tatsächlich betrachtet die Volksrepublik China Taiwan als abtrünnige Provinz und Teil ihres Staatsgebiets. Dieser Konflikt geht auf den Bürgerkrieg zwischen der westlich orientierten Partei Kuomintang und der Kommunistischen Partei Chinas zurück. Die Kuomintang regierte nach dem Sturz der Qing-Dynastie ab 1912 das chinesische Festland, wurde aber 1949 von den Kommunisten nach Taiwan vertrieben. Seitdem erhebt die Volksrepublik China unter der „Ein-China-Politik“ den Anspruch, die alleinige legitime Vertretung des ganzen chinesischen Volkes zu sein.



Studenten auf der Konzertbühne von „Sing China!“ skandieren Parolen für die Unabhängigkeit Taiwans

Foto: Chen Wenzou

Taiwan ist nicht nur in Hinsicht auf Chinas nationale Identität von großer Bedeutung: Mit seinen 23,5 Millionen Einwohnern nimmt Taiwan bei einem Bruttoinlandsprodukt von 528 Milliarden US-Dollar den 22. Platz der wirtschaftsstärksten Staaten ein. Noch bedeutender ist Taiwans geostrategische Lage: Die Volksrepublik China sieht sowohl das Südchinesische Meer als auch das Ostchinesische Meer als Teil ihres Staatsgebiets. Würden Taiwan und China vereinigt, könnte die Volksrepublik die Meerenge kontrollieren, die beide Meere miteinander verbindet. Die Taiwanstraße passieren jedes Jahr Waren im Wert von 19 Billionen Dollar. Dies entspricht in etwa 30 Prozent des Welthandelsvolumens.

Im Jahr 1971 schloss die Generalversammlung der Vereinten Nationen auf Betreiben der Nixon-Regierung Taiwan – dessen offizieller Titel „Republik China“ lautet – aus allen Organisationen der Vereinten Nationen aus. Dadurch erhielt die Volksrepublik China erstmals einen ständigen Sitz im Sicherheitsrat, den vorher die Republik China innehatte. Seitdem befindet sich Taiwan international in einer prekären Lage. Auf Druck der Volksrepublik China brachen die meisten Staaten ihre diplomatischen Beziehungen mit Taiwan ab. Bis heute erkennen nur noch 19 Staaten Taiwan an, darunter der Vatikan, Haiti und Burkina Faso.

Angefacht durch das Youtube-Video des verprügelten Studenten beschäftigte der Protest auch die nationale Politik: Zwei Tage nach den Ereignissen erklärte der taiwanesische Ministerpräsident Lai Qingde während einer Parlamentssitzung: „Taiwan ist bereits ein souveräner und unabhängiger Staat, sein Name lautet Republik China.“ Dem widersprach einen Tag später der Sprecher des Büros für Taiwan-Angelegenheiten der Volksrepublik China, Ma Xiaoguang: „Taiwan ist ein unzertrennlicher Teil des Territoriums von China: Taiwan war niemals ein Staat und wird auch niemals ein Staat werden.“

> Nur noch 19 Staaten erkennen Taiwan an

Laut einer Umfrage der taiwanesischen Nationaluniversität für Politikwissenschaften lehnen mehr als 70 Prozent der Taiwanesen eine Vereinigung mit der Volksrepublik China ab. Im Falle einer Unabhängigkeitserklärung Taiwans sieht ein Anti-Sezessionsgesetz der Volksrepublik jedoch vor, militärische Maßnahmen zu ergreifen. Nach derzeitigen Schätzungen befindet sich Taiwan in unmittelbarer Reichweite von über 1500 ballistischen Raketen und Marschflugkörpern des chinesischen Militärs. Angesichts dieser Bedrohung sprechen sich über 80 Prozent der befragten Taiwanesen für die Erhaltung eines friedlichen und stabilen Status quo mit China aus.

Eine friedliche Wiedervereinigung erscheint derzeit unwahrscheinlich, genau wie eine Invasion Taiwans durch die Volksrepublik. Solange der Status quo in Ostasien gewahrt bleibt, dürfte die taiwanesische Selbstbestimmung nicht unmittelbar bedroht sein. Unter dem „Taiwan Relations Act“ von 1979 beliefern die USA Taiwan nicht nur mit Rüstungsgütern, sondern garantieren auch die Unversehrtheit der Insel. Mit einer Flotte von elf atombetriebenen Flugzeugträgern verfügen die USA über die unangefochtene Herrschaft über die Weltmeere und die Fähigkeit, eine Invasion Taiwans im Keim zu ersticken.

In einer Zeit globaler Krisen könnte Taiwans Zukunft eine Wende nehmen: Im Zweiten Weltkrieg konnte Japan tief ins Machtvakuum eindringen, das die geschwächten europäischen Kolonialmächte in Ostasien und Südostasien zurückgelassen hatten. Ebenso würde China von einer Bindung der USA in einem globalen Krieg – etwa im Nahen und Mittleren Osten – profitieren.



Niklas Geberding, 28 hat in Taiwan Chinesisch gelernt. Er vermisst das gute Essen und die wilden Demos

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3–5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

Druck: Megadruck, Westerstede

V.i.S.d.P.: Esther Lehnardt

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3–5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Anzeigenanfragen an: anzeigen@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de und www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Anaïs Kaluza (acm), Anna-Maria Stock (ams), Bérénice Burdack (beb), Esther Megbel (bel), Elizaveta Bobkova (bob), Deborah Hankings-Evans (dhe), Hannah Bley (hnb), Jakob Bauer (jkb), Jesper Klein (jkl), Lea Dortschy (led), Esther Lehnardt (leh), Maren Kaps (mak), Matthias Luxenburger (mal), Monica Dick (mod), Marie-Thérèse Roux (mtr), Nele Bianga (nbi), Nicolaus Niebylski (nni), Philip Hiller (php), Simon Koenigsdorff (sko), Tillmann Heise (the)

Freie Mitarbeiter: Cornelius Goop (goc), Niklas Gerberding (nig), Christopher Tiersch (rom), Sina Petri (spe), Susan Weckauf (suw), Sara Wagener (swa)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 171: Dezember 2017

Personals

mak: Diese Woche hatte ich schon richtig viele alkoholfreie Tage, aber es ist auch erst Mittwoch.
hnb: maks Leben ist eine Katastrophenschutzübung.
leh: Das ergibt keinen Sinn. **jkb**: Sinn überwinden.
mak (zum Thema Masturbation): Ich habe gedacht, szenischer Einstieg.

ANZEIGE

Psychologie Heute Studentenabo

+ Buch als Begrüßungsgeschenk
+ 12 Hefte jährlich
+ Kostenfreier Archivzugang
+ Nur € 69,90 (statt € 90,–)

DAS BEWEGT MICH!
PSYCHOLOGIE HEUTE

WWW.PSYCHOLOGIE-HEUTE.DE





Jetzt abonnieren und Geschenk sichern!

Buch, 187 Seiten

Finden Sie heraus, welcher Beruf zu Ihnen passt – zu Ihren Talenten und Leidenschaften, Ihren Wünschen und Stärken. Der Bestseller der Berufsfindung richtet sich sowohl an Menschen, die bereits im Berufsleben stehen und sich umorientieren möchten, als auch an diejenigen, die ihren Schulabschluss noch frisch in der Tasche haben oder bereits studieren.

WWW.ABO-PSYCHOLOGIE-HEUTE.DE



Schon in Partystimmung sind: Yannick Philippe, mak, sko, goc